

Eine Publikation von

Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V.

in Kooperation mit dem

Heimatmuseum Strasburg (Uckermark) und dem

Uckermärkischen Heimatkreis Strasburg e. V.

Annalena Baasch, Barnim Rödiger, Ines Schröder,
Ruth Wunnicke (Hrsg.)

Auf den Spuren von Migration in Strasburg (Uckermark).

Eine Handreichung zur Spurensuche
lokaler Migrationsgeschichte in
Ostdeutschland

Impressum

Gefördert vom



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie *leben!*

Die Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des BMFSFJ oder des BAFzA dar.
Für inhaltliche Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

© 2023 **Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.**

Eine Publikation von Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. in Kooperation mit dem
Heimatmuseum Strاسبurg (Uckermark) und dem Uckermärkischen Heimatkreis Strاسبurg e.V.

Annalena Baasch, Barnim Rödiger, Ines Schröder, Ruth Wunnicke (Hrsg.)



Gegen Vergessen
Für Demokratie e.V.

Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

Stauffenbergstraße 13-14

10785 Berlin

info@gegen-vergessen.de

www.gegen-vergessen.de

Layout: Kerstin John – Kommunikationsdesign, Berlin

Lektorat: Susan Mücke, Berlin

Druck: addprint AG, Bannewitz/Possendorf

ISBN: 978-3-9825211-2-1

Annalena Baasch, Barnim Rödiger, Ines Schröder, Ruth Wunnicke (Hrsg.)

Auf den Spuren von Migration in Strasburg (Uckermark).

Eine Handreichung zur Spurensuche
lokaler Migrationsgeschichte in
Ostdeutschland





Inhaltsverzeichnis

- 06 Einleitung
- 16 Kurze Geschichte Strasburgs
- 26 Hugenotten in Strasburg
- 32 Jüdisches Leben in Strasburg
- 39 Schnitter:innen in Strasburg
- 47 Zwangsarbeiter:innen in Strasburg
- 53 Flüchtlinge und Vertriebene nach 1945 in Strasburg
- 60 Vertragsarbeiter:innen in Strasburg
- 67 Zuwanderung Geflüchteter ab 2014
- 71 **Methoden**
- 77 Migration als Bereicherung – gestern und heute
- 82 Autorinnen und Autoren
- 83 Danksagung
- 84 Ihr Feedback an uns



Einleitung

Spurensuche Migrationsgeschichte in Ostdeutschland

In den aktuellen und vergangenen Zuwanderungsdebatten geht es vor allem um die steigenden Zahlen von Geflüchteten, die nach Deutschland kommen. Dabei gerät oft in Vergessenheit: Deutschland erlebt nicht zum ersten Mal eine erhöhte Migration. Wanderungsbewegungen und transnationale Lebenswirklichkeiten prägten und prägen seit jeher den Lebensalltag. Schon lange wandern Menschen nach Deutschland ein. Andere verlassen das Land, um anderswo ihr Glück zu suchen.

Diesen verschiedenen Zu- und Abwanderungsbewegungen lokal, vor der eigenen Haustür, in einer Suche nachzugehen, ist ein Schwerpunkt der Publikation. Der Fokus liegt dabei auf Ostdeutschland. Denn hier unterscheiden sich mitunter die Migrationsprozesse und der Umgang damit von denen in Westdeutschland; vor allem in der Zeit zwischen 1945 und 1990.

Die Beschäftigung mit der eigenen lokalen Migrationsgeschichte kann verdeutlichen, dass bereits in den vergangenen Jahrhunderten Migration sowohl mit Herausforderungen als auch mit Chancen und Bereicherung für den Heimatort verbunden war. Denn wer sich der örtlichen Migrationsgeschichte widmet, lernt etwas über diejenigen, die hinzu- oder fortgezogen sind. Über deren Gründe, Hoffnungen und weiteres Leben. Ebenso viel lernt man auch über diejenigen, die geblieben sind; darüber, wie sie auf neue Menschen reagierten, wie sich ihre Gemeinschaft veränderte oder welche Kontakte aufgebaut wurden. Aus heutiger Sicht ist also zu fragen, was wir aus der Geschichte unserer Vorfahren lernen und mitnehmen können, um unser heutiges Zusammenleben in Vielfalt zu gestalten.

Referenzpunkt dieser Publikation ist die Migrationsgeschichte der uckermärkischen Kleinstadt Strasburg.¹ Von diesem Ort ausgehend,

werden verschiedene Möglichkeiten der lokalen Spurensuche, der Sichtbarmachung und Präsentation von örtlicher Migrationsgeschichte entwickelt.

Die vorliegende Publikation versteht Migrationsgesellschaft als eine Gesellschaft, die von Zu- und Abwanderung geprägt ist.

Spurensuche lokaler Migrationsgeschichte

- **Lokal** – es findet vor Ort statt.
- **Spurensuche** – es wird die Vergangenheit erforscht:
Welche Spuren haben Menschen (oder Ereignisse) hinterlassen?
- **Migrationsgeschichte** – es wird die Geschichte derjenigen betrachtet, die gekommen oder gegangen sind.

Mit der bereits erschienenen Publikation *Auf den Spuren von Migration in Wolfsburg*² und dem vorliegenden Band möchten wir dazu anregen, in der historisch-politischen Bildung vorhandenes Methodenwissen zur historischen Spurensuche auf den Themenbereich Migrationsgeschichte zu übertragen. Die Methode der lokalen Spurensuche selbst ist nicht neu. Sie wurde und wird zum Beispiel in Projekten zur NS-Geschichte, zur deutsch-jüdischen Geschichte oder zur Geschichte der Friedlichen Revolution und DDR-Geschichte bereits häufig angewandt. Vor allem die Geschichtswerkstätten, die in den 1980er Jahren vielerorts in der Bundesrepublik entstanden sind, verfolgten den Ansatz, dass das, was vor der eigenen Haustür geschah, untersuchenswert ist. Nach dem Motto: Grabe, wo du stehst. Dabei spielen Alltags- und Familiengeschichte eine besondere Rolle. Wichtig ist: Um Lokalgeschichte zu erforschen, muss man kein:e Historiker:in sein. Viel entscheidender ist die Lust, seinen eigenen Lebensraum zu erforschen.

In der Begrenzung auf das Lokale unterscheidet sich die Spurensuche bewusst von überregionaler, bundesdeutscher oder gar europäischer oder globaler Geschichte. Natürlich ist die Verbindung von lokaler zu »großer« Geschichte wichtig, um Zusammenhänge besser zu verstehen. Was änderte sich zum Beispiel in der Gemeinde vor Ort, nachdem Millionen Geflüchtete und Vertriebene 1945 aus Osteuropa in die Sowjetische Besatzungszone gekommen waren oder nachdem die DDR

beschlossen hatte, Vertragsarbeiter:innen anzuwerben? Dieses Verständnis für lokale Veränderungen kann der Blick auf die großen Zusammenhänge nicht bieten.

Migrationsgeschichte in Ostdeutschland

Grundsätzlich erstreckten sich die verschiedenen historischen Migrationsphasen auf mehr oder weniger alle Regionen Deutschlands. Seien es die französischen **Glaubensflüchtlinge (Hugenotten)**, die im 17. Jahrhundert nach Osten geflohen waren und sich in verschiedenen Teilen des heutigen Deutschlands ansiedelten. Seien es die Millionen Auswander:innen, die im 19. Jahrhundert aus politischen Gründen und vor der Hungersnot nach Amerika ausgewandert waren. Oder die vielen Wanderarbeiter:innen, die seit dem 19. Jahrhundert aus dem Osten zur Arbeit gekommen waren, erst als Erntehelfer:innen, später als Arbeitskräfte in der Industrie und Kriegswirtschaft.

Trotzdem können Unterschiede zwischen den Migrationsprozessen in Ost- und Westdeutschland ausgemacht werden. Sie sind unter anderem auf geographische und politische Umstände zurückzuführen.

So hat beispielsweise die zeitlich begrenzte Migration von Erntehelfer:innen aus Polen nach Deutschland eine Tradition, die bis ins 19. Jahrhundert zurückreicht. Schon damals gab es viele **Wanderarbeiter:innen**, die nach Westen gingen. Dafür gibt es im Polnischen sogar einen Begriff. Man sagt: »Na saksy«, nach Sachsen gehen. Im Deutschen spricht man von »Sachsengängerei«, weil Sachsen im 19. Jahrhundert eines der Hauptziele polnischsprachiger Wanderarbeiter:innen war.

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm die sowjetisch besetzte Zone (SBZ) aufgrund ihrer geographisch nahen Lage zu Osteuropa mehr geflüchtete und vertriebene Deutsche aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie auf als die anderen Besatzungszonen. Das bedeutete für die SBZ eine enorme Herausforderung. 4.379.000 **Geflüchtete und Vertriebene** wurden zwischen 1945 und 1947 allein in der Sowjetischen Besatzungszone aufgenommen, das war ein Anteil von 24,3 Prozent an der Gesamtbevölkerung. (Im Vergleich: Amerikanische Besatzungszone 2.957.000

Geflüchtete und Vertriebene, 17,7 Prozent Anteil an der Gesamtbevölkerung; Britische Besatzungszone 3.320.000 Geflüchtete und Vertriebene, 14,5 Prozent Anteil an der Gesamtbevölkerung; Französische Besatzungszone 60.000 Geflüchtete und Vertriebene, 1,0 Prozent Anteil an der Gesamtbevölkerung.³⁾ Allerdings war die Staatsführung der DDR bemüht, einen gesellschaftlichen Diskurs darüber zu unterbinden. Während in der Bundesrepublik Vertriebene ihre eigenen Vereine gründeten und zu einer einflussreichen Gruppe wurden, war es in der DDR tabu, öffentlich über die alte Heimat und Flucht zu sprechen. Vertriebene galten als potenzieller Unruhefaktor, den das System der DDR möglichst ruhigstellen wollte. Damit wurden auch Quellen der Dokumentation, Aufarbeitung und Erinnerung abgeschnitten, was eine lokale Spurensuche heute erschwert.

Zwei Einwanderungskulturen in Ost und West

Als die Mauer im November 1989 fiel, lebten in der DDR 16,43 Millionen DDR-Bürger:innen und mehr als 192.000 ausländische Staatsangehörige.⁴ Das entsprach etwa einem Prozent der DDR-Bevölkerung. Im selben Jahr lebten in der Bundesrepublik 5.010.000 Ausländer:innen, was einen Anteil von acht Prozent an der Bevölkerung ausmachte.⁵

Der Migrationshistoriker Jochen Oltmer geht sogar so weit, von zwei Einwanderungskulturen in Ost und West zu sprechen.⁶ Während Oltmer zufolge die Einwanderungskultur in der Bundesrepublik ihren Ursprung in der Arbeitsmigration der 1960er und 70er Jahre habe, kämen im Osten nach der Wiedervereinigung Zuwander:innen vor allem als Asylbewerber:innen, die nach dem Königsteiner Schlüssel den Neuen Bundesländern zugeteilt wurden. Anders als Arbeitsmigrant:innen, so folgert Oltmer, würden diese oftmals von der lokalen Bevölkerung eher als Belastung, denn als eine Ressource angesehen.

Die DDR, eine Migrationsgesellschaft

In Ostdeutschland gebe es keine Erfahrung mit Migration, heißt es dementsprechend häufig. Doch auch die DDR hatte Zu- und Abwanderung.

Somit war sie schon lange vor der Friedlichen Revolution eine Migrationsgesellschaft. Durch Abwanderung und Flucht reisten zwischen der Staatsgründung 1949 und dem Mauerbau 1961 rund drei Millionen Menschen in die Bundesrepublik aus. Gleichzeitig zogen rund 500.000 Personen aus der Bundesrepublik in die DDR. Auch nach 1961 verließen noch über 795.000 Bürger:innen die DDR in Richtung Westdeutschland. Die Abwanderung hatte einen Arbeitskräftemangel zur Folge. **Arbeitsmigration in die DDR** sollte Abhilfe schaffen. Die Regierung schloss Abkommen mit anderen sozialistischen Staaten, um Arbeitskräfte in die DDR zu holen. 1966 waren rund 3.500 **Vertragsarbeiter:innen** in der DDR tätig, 1989 etwa 94.000. Der Aufenthalt der Vertragsarbeiter:innen war von vornherein befristet angelegt und folgte einem Rotationsprinzip. Zudem erhielten in der DDR politische Gelüchtete **Asyl** – wenn auch wenige.

Den zentralen Organen der DDR galten Bevölkerungsbewegungen jedoch in vielerlei Hinsicht als Bedrohung, weshalb nicht nur die Bewegung, sondern auch gesellschaftliche Debatten darüber eingedämmt werden sollten. Die Folgen von Migration für die soziale Ordnung wurden vom Staat stets reflektiert. Der Migrationsforscher Jochen Oltmer spricht daher von einer »*repressiv formierten Migrationsgesellschaft, die zahllose Ambivalenzen und Widersprüche produzierte.*«⁷

Unter anderem bemühte sich die Staatsführung, den Kontakt zwischen sogenannten Vertragsarbeiter:innen und der übrigen Gesellschaft zu verhindern. Als Folge dieser Politik erinnern sich manche Ostdeutsche heute nicht mehr daran, überhaupt ausländische Vertragsarbeiter:innen in der Region wahrgenommen zu haben.

Auch nach 1990 setzten sich Zuzug und Abwanderung fort. In den 1990er Jahren wurden rund 350.000 Bürgerkriegsgeflüchtete aus den Gebieten des ehemaligen Jugoslawien in Ost- und Westdeutschland aufgenommen. Ebenso fanden Millionen Spätaussiedler:innen aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion, aus Polen und aus Rumänien sowie russische Jüdinnen und Juden in beiden Teilen Deutschlands eine neue Heimat. Gleichzeitig verließen bis zum Jahr 2000 etwa 611.000 Personen Ostdeutschland in Richtung Westdeutschland.

Lokale Spurensuche – nicht jede Spur ist sichtbar

Wer sich auf den Weg macht, den Spuren der Geschichte vor Ort nachzugehen, wird schnell feststellen, wie unterschiedlich präsent die verschiedenen Themen sind. Während die Mittelalterliche Geschichte oder die Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts oft durch Ortschroniken festgehalten wurde und im Idealfall im Ortsmuseum dargestellt ist, sieht es bei jüngerer Geschichte in den meisten Fällen schlechter aus. So verhält es sich auch in Strasburg, wo die regionale Geschichte der Hugenotten, die im 17. Jahrhundert nach Strasburg kamen, durch eine Fülle von Quellen und Beständen belegt und bearbeitet ist. Die Zuwanderungsgeschichte nach 1945, die Geschichte der Geflüchteten und Vertriebenen oder der Vertragsarbeiter:innen, wird in erster Linie mündlich überliefert, in familiären Erinnerungen. Die Gründe dafür sind, wie schon erwähnt, vielfältig.

Ortsgeschichte ist vielschichtig. Ganz im Sinne der Spurensuche heißt es dann: graben. Vor diesem Hintergrund folgt diese Broschüre einer Dreiteilung der Zuwanderungsgeschichte nach Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit der Quellen und Spuren. Wir gehen davon aus, dass es in den verschiedenen Orten in Ostdeutschland eine ähnlich gute oder dünne Quellenlage für die Zuwanderungsgeschichte gibt. Eher dünner werdend ab der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Je nachdem empfehlen sich andere Recherche- und Darstellungsmethoden für die Spurensuche vor Ort. Wir unterscheiden in:

1: Sichtbare Migrationsgeschichte

Migrationsgeschichten, zu denen es bereits viele Quellen und sichtbare Spuren gibt, die als Migrationsgeschichte sichtbar gemacht wurden und mit denen gearbeitet wird.

In Strasburg ist das die Geschichte der Hugenotten, die vielfach dargestellt und erinnert wird sowie die Geschichte der Jüdinnen und Juden (jüdischer Friedhof).

2: Sichtbare Geschichte – Unsichtbare Migrationsgeschichte

Spuren von Zu- und Abwanderung sind sichtbar, aber noch nicht als Migrationsgeschichte bearbeitet und dargestellt.

In Strاسبurg zählt dazu unter anderem die durch Arbeit bedingte Migration der polnischen Schnitter:innen, auf welche die katholische Kirche zurückgeht oder die Geschichte der französischen Zwangsarbeiter:innen, nach denen der sogenannte »Franzosenweg« benannt ist.

3: Unsichtbare Geschichte – Unsichtbare Migrationsgeschichte

Zu- und Abwanderungsgeschichten, die bisher nur mündlich weitergetragen wurden und noch nicht recherchiert oder dokumentiert sind.

In Strاسبurg wie in vielen Orten Ostdeutschlands gehören dazu die Geschichte der Geflüchteten und Vertriebenen nach 1945 aus Osteuropa, die Geschichte der sogenannten Vertragsarbeiter:innen aus dem Ausland oder die Geflüchteten nach 1989 bis heute.

Ziel der Publikation

Die vorangegangenen Beispiele verdeutlichen: Es bedarf eines geweiterten Verständnisses von Erinnerungskultur, nicht zuletzt um die Gruppe der Zugewanderten als gleichberechtigte Menschen der Stadt oder der Region anzuerkennen. Es gilt, Migrationsgeschichten, Alltagserfahrungen und -praktiken von Migrant:innen als Teil der Ortsgeschichte im kollektiven Gedächtnis zu verankern.

Diese historische Genese von Zu- und Wegzug an einem Ort sichtbar zu machen, kann für aktuelle Migrationsprozesse sensibilisieren. Denn bei aller Reibung, die Migration mit sich bringt, kann es auch eine Bereicherung für einen Ort sein; so wird sie jedenfalls in Strاسبurg wahrgenommen. Zu fragen ist also: Wie haben solche Integrationsprozesse in der Vergangenheit funktioniert? Wie liefen die Aushandlungsprozesse und was können wir eventuell für uns heute davon lernen?

Gerade für die jüngere Zuwanderungsgeschichte gilt es, die Perspektiven der Migrant:innen, die nach Deutschland kamen, endlich hinreichend im kollektiven Gedächtnis zu repräsentieren. Jahrzehnte- bzw. jahrhundertelange migrantische Anwesenheit in Ost- und Westdeutschland wird noch zu wenig benannt. Zielführend ist daher eine Spurensuche und Geschichtsvermittlung, die auf die Vielfalt der Erinnerungen und Perspektiven in der Migrationsgesellschaft eingeht.

Gemeinsam mit dem Heimatmuseum der Stadt Strasburg (Uckermark) und dem Uckermärkischen Heimatkreis Strasburg e.V. haben wir uns auf die Spuren der Migration in der Stadt Strasburg in der Uckermark begeben. In sieben Kapiteln gehen wir auf Zu- und Abwanderungsgeschichten in der Stadt ein. Dabei handelt es sich um Gruppen, die zu ähnlichen Zeiten auch in anderen Teilen Ostdeutschlands ein neues oder temporäres Zuhause gefunden haben könnten. Wir stellen sie in ihrem historischen Kontext dar, beschreiben, welche möglichen Quellen es für eine Spurensuche gibt – oder auch nicht gibt – und wie man diese Quellen finden und erforschen kann. In einem dritten Schritt machen wir anhand der Strasburger Migrationsgeschichte praktische Vorschläge, wie die erforschte Geschichte für die Vermittlung aufbereitet und sichtbar gemacht werden kann. Ein eigener praktischer Methodenteil gibt darüber Auskunft.

Die vorliegende Publikation richtet sich in erster Linie an Akteure und Multiplikator:innen in ostdeutschen Kommunen, aber auch an alle anderen Interessierten. Mit dieser Handreichung möchte Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. dazu ermutigen, die Migrationsgeschichte vor Ort zu erkunden und als Teil der Ortsgeschichte sichtbar zu machen. Es gilt, Migration und den Zuzug von Menschen als etwas aufzuzeigen, was schon seit vielen Jahrhunderten eine gängige Bewegung ist und den Orten mitunter erst das Fundament gab, das Überleben sicherte und den Ort belebte. Nicht zuletzt kann eine Spurensuche auch einen Beitrag zur Strukturstärkung und Sichtbarmachung von historischer Vielfalt in Ostdeutschland leisten.

Ruth Wunnicke

- 1 Die vorliegende Publikation erhebt keinen Anspruch darauf, alle Migrationsbewegungen in Ostdeutschland berücksichtigt zu haben.
- 2 Annalena Baasch, Aleksandar Nedelkovski, Dennis Riffel (Hrsg.): Auf den Spuren von Migration in Wolfsburg, Berlin 2023. Online: https://www.gegen-vergessen.de/fileadmin/user_upload/Gegen_Vergessen/Medien/GvfD_Auf_den_Spuren_Migration_Wolfsburg.pdf. Abgerufen am 12.10.2023.
- 3 Johannes-Dieter Steinert: Die große Flucht und die Jahre danach. In: Hans-Erich Volkmann (Hrsg.): Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkrieges. Eine perspektivische Rückschau. Herausgegeben im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, München 1995, S. 561.
- 4 Die rund 380.000 sowjetischen Soldaten wurden nicht zur DDR-Wohnbevölkerung gezählt.
- 5 Statistisches Bundesamt (2023): Genesis-Datenportal; bis 2022: Fachserie 1, Reihe 2.
- 6 Ein Land, zwei Einwanderungskulturen, Interview mit Jochen Oltmer, Mediendienst Integration, 07.11.2014. Online: <https://mediendienst-integration.de/artikel/interview-oltmer-25-jahre-mauerfall-einwanderung-integration.html>. Abgerufen am 09.10.2023.
- 7 Jochen Oltmer: Die DDR – eine Migrationsgesellschaft? Migrationspolitik und -praxis in der DDR. In: Politik & Kultur, Nr. 6/21, Juni 2021, S. 10.

Kurze Geschichte Strasburgs

Stadtgründung im Mittelalter

Die Stadt Strasburg (Uckermark) wurde, wie die anderen mittelalterlichen Städte der Umgebung, um 1250 gegründet. Dies hatte einen europäischen Hintergrund: Im 12. Jahrhundert blühten die Städte im westlichen Europa, in Nordfrankreich, Burgund, Flandern oder Westfalen, auf. Die Bevölkerung wuchs schneller, als die Landschaften sie aufnehmen konnten und gleichzeitig wurde das Getreide als Hauptnahrungsmittel knapp und teuer. Das erfuhren die Herrschenden in Mecklenburg, Pommern und Brandenburg. Markgrafen und Herzöge sahen die Chance, ihre eigenen Länder voranzubringen und neue Einwohner (und damit eigene Untertanen, Steuereinnahmen und potentielle Soldaten) für ihre Länder zu werben. So beauftragte Herzog Barnim I. von Pommern einen Adeligen mit dem anspruchsvollen aber auch lukrativen Investitionsvorhaben, die Stadt Strasburg zu gründen; ursprünglich vorrangig als Getreideexportstadt.

Eine Stadt braucht viele Voraussetzungen zum Leben. Es musste ein geeigneter Ort gefunden werden, der verkehrstechnisch gut angebunden ist, ein landwirtschaftlich erschlossenes Hinterland mit ausreichend großer Bevölkerung hat und leicht zu verteidigen ist. Eine Stadt ist juristisch und faktisch organisiert. Ihr wirtschaftliches Zentrum bildet ein umgrenzter Raum mit dem Marktplatz samt Rathaus, die Stadtkirche steht als spiritueller Mittelpunkt gleich daneben und die Wohn- und Arbeitsquartiere gruppieren sich entlang der Straßenzüge. Dies alles zu organisieren, war Aufgabe des Lokators. Ebenso musste er über gute Beziehungen in die nordwestlichen Regionen Deutschlands verfügen, um dort Handwerker und Händler für seine neue Stadt anzuwerben. So ist die Gründung der Stadt Strasburg um 1240 eine Symbiose von Zugewanderten und Einheimischen, von neu gegründeter (Alt-)Stadt sowie den Dörfern Jüteritz und Falkenberg.

Schon um 1300 stand Strasburg in seiner ganzen städtischen Schönheit dar: Die Mühlgrabenniederung und eine Stadtmauer (anfangs eine schwere hölzerne Palisade) von 1.750 Metern Länge umschlossen das Gemeinwesen. In das Innere führten das Falkenberger, das Altstädter und das Jüteritzer Tor. Neben dem großen Marktplatz mit Rathaus und Verkaufsbuden stand die aus behauenen Feldsteinen erbaute Marienkirche mit Friedhof auf dem höchsten Punkt des Stadthügels. Fachwerkgebäude als Wohn- und Arbeitsstätten säumten die Straßen besonders in Marktnähe. Die Wasserversorgung erfolgte über zahlreiche bis zu zehn Meter tiefe Feldsteinbrunnen und am Rande der Stadt, nahe der Stadtmauer lagen drei Hospitäler. Vor den Toren erstreckte sich die 148 Hufen große Feldmark. Archäologisch konnten für das 13. Jahrhundert Fachwerkgebäude ebenso nachgewiesen werden wie Brunnen, Töpferei, Schuhmacherhandwerk, metallverarbeitende Werkstätten sowie ein Hospitalfriedhof.

Wahrscheinlich schon seit der Stadtgründung lebten in Strasburg jüdische Bewohner, vermutlich waren sie auch an der Gründung beteiligt. Sie gehörten zu den Pionieren städtischer Wirtschaftsformen in Europa und dürften auch bei uns schon im Mittelalter wichtige und selbstverständliche, deshalb nicht näher benannte Funktionen übernommen haben. Während sie gesellschaftlich ausgegrenzt wurden, konnte man dennoch nicht auf ihre finanztechnischen und wirtschaftlichen Erfahrungen verzichten.

Im Wettlauf mit benachbarten Städten wie Prenzlau, Neubrandenburg oder Anklam blieb Strasburg eine kleinere Stadt, die sich als lokales Zentrum für Handel, Handwerk und Landwirtschaft etablierte und diese Funktion bis heute innehat.

Stadt in umkämpfter Grenzlage

Im 13. Jh. vom pommerschen Herzog gegründet, gehörte die Stadt seit 1250 zu Brandenburg. Als Grenzstadt war sie immer wieder umkämpft, was 1419 nach erfolgreicher Stadtverteidigung zur Gründung der bis heute bestehenden Schützengilde führte. Und obwohl sich dieser Kleinkrieg noch 100 Jahre hinzog, konnte Strasburg im 15. Jahrhundert die

Stadtkirche aufwendig umgestalten: Im Stil der Backsteingotik errichteten die Baumeister ein neues Langschiff und schlossen es mit einem damals hochmodernen Sterngewölbe. 1599 baute die Stadt ein neues Rathaus auf dem Markt. Ebenso gelang es dem Magistrat der Stadt Strasburg, allen adeligen Grundbesitz auf der Strasburger Feldmark aufzukaufen und so sicher Herr im eigenen Hause zu sein.

Das 17. Jahrhundert brachte Strasburg viel Leid und Elend: 1602 brannte die Stadt nieder. In den darauffolgenden 80 Jahren brachen neun (!) weitere Stadtbrände aus. Grund waren die strohgedeckten Häuser, viel verbautes Holz und Feuer zum Kochen, als Heizung und Beleuchtung sowie für viele Gewerke genutzte offene Feuer.

Ab 1625 wurde die Stadt von den Heerscharen des Dreißigjährigen Krieges heimgesucht und wiederholt geplündert. Sie verlor etwa 1.500 Einwohner. 1645 waren von 182 Häusern 39 bewohnt, also nur rund ein Fünftel. Die Stadtbevölkerung schrumpfte auf nur noch 200 Bewohner. 1653 brannte die Stadt erneut nieder. 1674/75 litt die Stadt unter den angreifenden schwedischen Truppen und 1680 und 1681 ereigneten sich noch einmal zwei Stadtbrände.

Die Hugenotten in Strasburg

Strasburg konnte den Wiederaufbau nicht aus eigener Kraft bewältigen. Der Einfall schwedischer Truppen 1674 hatte deutlich gemacht, wie sehr man zum Spielball der europäischen Großmächte geworden war: Um im Krieg gegen Holland den protestantischen Kurfürsten Brandenburgs an der Unterstützung der Holländer zu hindern, hatte der französische König Ludwig XIV. dem schwedischen König Geld gezahlt, damit dieser seine Truppen Brandenburg angreifen lasse. Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg, der Große Kurfürst, hatte diesen Angriff bei Fehrbellin zurückgeschlagen. Schon vorher hatte er mit dem Aufbau einer zentralen Verwaltung begonnen, um Brandenburg zu einem neuzeitlichen, absolutistischen Staat umzuformen. Hierzu zählte der Wiederaufbau der von Kriegen, Stadtbränden und Seuchen gebeutelten Städte. So auch der von Strasburg, wo sich auf Einladung des Kurfürsten 1691 etwa 350 Hugenotten ansiedelten. Es war eine Gruppe von etwa 50 Familien, die vor

den französischen Glaubenskriegen in die Pfalz geflohen waren und schon seit über 30 Jahren in der Nähe von Karlsruhe, westlich des Rheins zusammenlebte. Mit Ausbruch des Pfälzischen Erbfolgekriegs mussten sie erneut fliehen, zunächst nach Hofgeismar in Nordhessen. 1691 zogen sie weiter nach Strasburg.

Brandenburg hatte durch die Kriege des 17. Jahrhunderts rund die Hälfte seiner Bevölkerung verloren. So erfolgte die Einladung des Großen Kurfürsten nicht nur aus Nächstenliebe den Glaubensbrüdern und -schwestern gegenüber, sondern entsprach auch der Staatsraison und den wirtschaftlichen Interessen. Die Neubürger der Stadt kamen ursprünglich überwiegend aus Nordfrankreich, aus Flandern, der Wallonie und der Region um Metz.

Mit der Ansiedlung der Hugenotten 1691 erhöhte sich die Einwohnerzahl von 200 auf etwa 550. Die Regierung stellte Neuankömmlingen Holz und andere Baumaterialien zur Verfügung, sodass sie sich damit noch vor dem Wintereinbruch beheizbare Häuser errichten konnten. Die Hugenotten halfen auch mit, das 1681 abgebrannte Rathaus wieder aufzubauen und konnten den Ostteil des Erdgeschosses als Kirche nutzen (bis 1945). Ihr Fleiß, Gestaltungswille und nicht zuletzt ihre Ausdauer halfen, die Stadt Strasburg wiederzubeleben. Ihre Kraft schöpften sie aus der Gemeinschaft und dem Glauben.

Daneben brachten sie auch neue Kenntnisse und Techniken mit, vor allem in der Textilindustrie und der Lederverarbeitung aber auch in der Landwirtschaft, wo sie neben dem traditionellen Ackerbau auch Tabak sowie Obst- und Gartenkulturen anbauten, was arbeits- aber auch ertragreiche Sonderformen der Landwirtschaft waren.

Sie führten Salat, sowohl als Pflanze wie auch als Gericht ein sowie Spargel, Rosenkohl oder Brokkoli. Auch fast alle heute noch im Obst-anbau genutzten Birnensorten sowie einige Apfelsorten gehen auf französische Veredelungen des 18. Jahrhunderts zurück. Brötchen, Waffeln und viele der feineren Backwaren entstammen der französischen Küche dieser Zeit.

Lauf- der Persn.	Nummer der Namen	Vor- und Zuname	Geburtsort	Stand	Alter bei der Einw. d. 1691	Sonstige Be- merkungen	
					Jahr		
15	9	* Bouchon, Jean	Metz	<i>tanneur</i>			
16		" Anne geb. Peltre		Frau			
17		" Louis		Sohn	10		
18		" Jean		"	13		
19	10	Bredel, Jeanne	Villars en Suisse		15		
20	11	Brocard, Susaune	Mannheim		6		
21	12	Cattiaux, Jean	Calais	vacat	39		
22		" Jean	Mannheim	Sohn	9		
23	13	Challié, Miquel	Grona, Pfalz	<i>bourgeois et la- bourcur</i>	27		
24		" Anne geb. Tavernié	Rockom, Pfalz	Frau	31		
25	14	Charles, Jean	Sailli en Flandre	<i>bourgeois et la- bourcur</i>			
26		" Jean				vrh. s. 1692	
27	15	Chomme, Etienne	Perigord	<i>tailleur</i>	36		
28		" Marie geb. d'Auby	bei Sedan	Frau	20		
29		" Pierre Philippe		Sohn		† 1695	
30	16	* Cochoi, Pierre	Moscou	vacat	56		
31		" Susanne geb. Rouslet	Guise en Picardie	Frau	52		
32		" Salomon	Mouderstadt, Pfalz	vacat	32		
33		" Samuël	do.	<i>brasseur</i>	25		
34		" Marie geb. Du Cam		Frau			
35		" Marie	Mannheim		24		
36		" Marie			19		
37		" Judith	Mouderstadt		12		
38		" David				vrh. s. 1706	
39		" Jean				" 1707	
40	17	Codra, Pierre	Payerne bei Bern	vacat	44		
41	18	Corbillac, Pierre	Bourgogne	<i>maçon</i>	46		
42		" Susanne geb. Barrau		Frau			
43		" Magdelaine		Tochter			
44	19	De Baudan, Jean Henri	Nimes	<i>pasteur</i>	38		
45	20	De Courcelles, Charles	Pfalz	vacat	35		
46		" Marguérite	Lisle		45		
47	21	De Folleville, Marguérite	bei Rouen			† 1699	
48	22	* De Frenne, Jean	bei Calais	<i>bourgeois</i>	37		
49		" Sara geb. Du Miny	Gain au pais conquis	Frau	36		
50		" Isaac	Hum au pais de Hesse	Sohn	3		
51		" Ester	Mouderstadt	Tochter		vrh. s. 1701	
52		" Sara	do.	"		" 1707	
53		" Susanne	Rockom	"		† 1796	
54	23	* De la Barre, Abraham	Petersheim, Pfalz	<i>lecteur et chantre</i>	37		
55		" Marie Jeanne gb. Charles	Sailli en Flandre	Frau	31		
56		" Daniel	} Pfalz	} Kinder		† 1692	
57		" Abraham					† 1692
58		" Marie					† 1697
59		" Guillaume					† 1748
60	24	De Lambre, Jean	Artois		57		
61		" Marie geb. Plante	bei Lisle	Frau			
62		" Jean		Sohn	37		
63	25	De Latre, Abraham	Calais	<i>bourgeois et la- bourcur</i>	50		
64		" Jeanne geb. Michée	Grona, Pfalz	Frau	35		
65		" Abraham			10		
66		" Pierre		} Söhne	17		
67		" Isaac			4		
68		" Magdelaine		} Töchter		† 1691	
69		" Sarah				† 1692	
70		" Marie			10		
71		" Pierre Michée	Grona, Pfalz	Pflegesohn		vrh. s. 1705	
72		" Marie	Guain bei Calais		49		
73		" François	bei Calais	<i>charpentier</i>			
74		" Magdelaine gb. Fouquet			32		
75		" Magdelaine				† 1691	
76		" Laurent				† 1691	

Lauf. Nummer der Persn.	Nummer der Namen	Vor- und Zuname	Geburtsort	Stand	Alter bei der Eiwand. 1691	Sonstige Be- merkungen
77		De Latre, Jeanne			Jahr	† 1697
78		„ Marie Magdelaine				† 1698
79	26	Deseinne, Jaques			55	
80		„ Susanne Collié				
81		„ Jaques	Calais		32	
82		„ Jaques				† 1699
83	27	Desouatiée, Jeanne	Friesenheim, Pfalz		25	
84	28	Devez (De Weyne), Pierre				
85		„ Anne geb. Desouard				
86		„ Isaac	Mannheim		9	
87		„ François	do.		24	
88	29	Dourdy, Jean	Mons en Hainaut		53	
89		„ Marie geb. Deseinne		Frau		
90		„ Marie		Tochter	19	
91		„ Jean	Leyden	<i>marchand d. tabac</i>		
92		„ Agnes geb. Habick		Frau	21	
93	30	Dubois, Jean	Mannheim		1	
94		„ Isaac	do.		11	
95	31	Du Fons, Pierre	villesauve en Sevenne	<i>Seigneur de Sa- barie</i>	31	
96	32	Dupont, Cathérine	bei Mons en Hainaut		53	
97	33	Fasquel, Isaac		<i>planteur de tabac</i>		
98		„ Marie geb. Gourdin				
99		„ Françoise			17	
100		„ Cathérine			3	
101		„ Isaac			3	
102		„ Charles			35	
103	34	* Fouquet, Isaac		<i>laboureur</i>		
104		„ Eve geb. Desouard	Grona	Frau	25	
105		„ Rachel		Tochter		
106		„ Isaac		Sohn		† 1694
107		„ Jacob	village du désert	<i>laboureur</i>		† 1696
108		„ Pierre		<i>bourgeois et la- boureur</i>		
109		„ Susanne gb. Willaume	Rockom, Pfalz		24	
110		„ Elisabeth		Tochter		† 1697
111		„ Daniel	Aschweiler, Pfalz	<i>laboureur</i>	24	
112		„ Susanne	Pelicam, Pfalz		18	
113		„ Samuël	do.		18	
114		„ Sarah	do.		24	
115		„ Witwe v. Jean geb. Saleingré	Mannheim		24	
116		„ Rachel Saleingré	Pfalz		2	
117		„ Jeanne, Wwe. Daromo	Rockom, Pfalz		39	
118		„ Susanne		Tochter		
119	35	Gallé, Jean	Altstadt, Pfalz		11	
120	36	Giolin, Perronne (femme de Noë Lanois)	Oudenarde		50	
121	37	Gobare, Jaques	Guain pais conquis		34	
122		„ Susanne gb. Du Mont	Ballenguin		34	
123		„ Abraham		Sohn	3	
124		„ Sarah Bisse	Flandre	Pfegtochter	3	
125		„ Salomon	Lisle		5	
126		„ Witwe	Mouderstadt		38	
127		„ Magdelaine Simon		Tochter aus früherer Ehe		
128	38	Goffo, Susanne (später femme de Jean Lejeune)	do.		30	
129	39	* Guiar(d) (Biar), Jacob	Endouzy en Tirache	<i>sabotier</i>	52	
130		„ Elisabeth geb. Olivier	Dousy bei Sedan	Frau	35	
131		„ Marie Eve	Pfalz		13	
132		„ Jacob				
133		„ Marie				
134	40	Keck, Noë				
135		„ Marie geb. De Luck				

Hugenottenfamilien. Ausschnitt aus der
Liste der nach Strassburg eingewanderten
Hugenottenfamilien. Foto: Annalena Baasch

Entwicklung im 18. und 19. Jahrhundert

Um 1720 hatte Strasburg bereits wieder 1.800 Einwohner, darunter 135 Handwerker und acht »manufacturiés« (Manufakturbesitzer). Für 1728 werden neben 91 Ackerleuten sowie 56 Tabakträgern und Tagelöhnern, drei Töpfer, 24 Schuster, 22 Leineweber, 29 Schneider, dazu Färber, Tuch-, Hut-, Zeug- und Handschuhmacher erwähnt. Dies zeigt, dass um 1730 sowohl die Landwirtschaft mit Tabakanbau als auch die Töpferei und Herstellung von Kleidung und Schuhen bedeutend waren. Die Manufakturen dürften im Textilbereich gearbeitet haben, sie werden nicht sehr groß gewesen sein.

Die Statistisch-topographische Beschreibung der gesamten Mark Brandenburg von F.W.A. Bratring von 1805 nennt für Strasburg etwa 2.500 Einwohner, »zwei massive Häuser«, nur noch ein Haus mit Strohdach und als Haupterwerbszweige werden ein »sehr bedeutender Ackerbau, Viehzucht, Tuchmacherei, Brennerei und Handwerksbetrieb« erwähnt. In der Stadt gab es elf Töpfer und nur noch zwei Tabakbauern (»planteurs«). Dafür arbeiteten 134 Menschen an 103 Webstühlen in der Woll- und Leinenweberei. Diese Zahlen zeigen, wie dynamisch sich Strasburg entwickelt hat, wie die Bevölkerung gewachsen ist und welche zunehmende Bedeutung Handwerk und Manufakturproduktion, einschließlich Veredelungsbetrieben (Brauerei, Brennereien) hatten. Die Dynamik blieb: Um 1900 war das Textilgewerbe weitgehend verschwunden, dafür florierten neben der Landwirtschaft jetzt das Töpfer-, Gerber- und Schuhmachergewerbe.

Die napoleonische Herrschaft von 1806 bis 1813 brachte Strasburg zwar keine direkten Kämpfe. Die Stadt musste aber immense Geld- und Sachleistungen erbringen. Bis heute ist nicht bekannt, was die Hugenotten in dieser Situation empfanden, die noch vielfach französisch sprachen und sich häufig als Franzosen fühlten.

Der für Strasburg so wichtige Ackerbau wurde seit dem Mittelalter in Form der Dreifelderwirtschaft betrieben: Die gesamte Feldmark mit ihrer Vielzahl von Ackerstücken unterschiedlicher Eigentümer war in nur drei Felder unterteilt, von denen abwechselnd eines mit Winter-

frucht und eines mit Sommerfrucht eingesät wurde, während das dritte brach lag. Jedem Bauern gehörten nur kleine, verstreut liegende Teile in jedem der drei großen Felder. Durch die Gemengelage der einzelnen Flurstücke verschiedener Bauern herrschte Flurzwang. Diese genossenschaftliche Bewirtschaftung wurde bis in das 19. Jahrhundert hinein beibehalten. Von 1836 bis 1840 wurde die Feldflur neu geordnet. Eine staatliche Kommission ermittelte die Bodengüte und wies dann jedem Bauern weitgehend zusammenhängende Flurstücke zu, die im Ertrag dem ursprünglichen Besitz entsprachen. Diese »Separation« sorgte viele Jahre für Aufregung und Diskussionen. Lagen die neuen Felder weit vor der Stadt, erhielten die Bürger dafür einen Ausgleich in Form von zusätzlichem Land. So entstanden 28 neue Ausbauten in der Strassburger Feldmark. Diese relativ großen Landwirtschaften wurden als Gutsbetriebe geführt und benötigten mehr Arbeitskräfte als es vor Ort gab. Sehr bald zog dies Wanderarbeiter an, die überwiegend aus Polen kamen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts gehörten die so fest zum Stadtbild und zur Uckermark, dass eigene Unterkünfte für sie gebaut wurden (»Schnitterkasernen«) und sie sich in Strassburg ihre eigene, - katholische-, Kirche bauten (1910). Sie kamen jeden Frühsommer, arbeiteten erst bei der Getreideernte, anschließend in der Zuckerrübenkampagne und gingen im Winter wieder in ihre Heimat. Einige siedelten sich dauerhaft in der Stadt an.

Mit der industriellen Revolution hielt auch die Mechanisierung in der Landwirtschaft Einzug. Auf Anregung des Landwirtschaftlichen Vereins Strassburg bildete sich 1881 eine Aktiengesellschaft zum Bau einer Zuckerfabrik. Großgrundbesitzer aus der Region investierten in die Veredelung landwirtschaftlicher Produkte. Dies war ein Meilenstein in der Industrialisierung der Region. Kapital, auch von Strassburgern hugenotischer Abstammung, und genügend Arbeitskräfte (Saisonarbeiter) waren vorhanden. Für die Eisenbahn war dies ein wichtiges Argument zum Bau der Prenzlauer Kreisbahn. Denn neben den schweren Rüben musste auch Dünger für den Rübenanbau, Rübenschnitzel (Viehfutter), Kalk und Kohle nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern zunehmend für die gesamte Wirtschaft transportiert werden. Die Zuckerfabrik wirkte als Katalysator der Wirtschaftsentwicklung und verhalf Strassburg dazu,

ein Industriestandort zu werden. Um 1900 hat die Stadt drei Bahnhöfe, eine Maschinenspinnerei, eine Strumpfwirkerei, eine Lederfabrik, eine Ofenfabrik mit Glasurmühle, neun Getreidemühlen, fünf Lohmühlen (für die Lederbearbeitung), und zwei Ziegeleien sowie eine Maschinenfabrik, eine Brauerei und eine Molkerei.

Strasburgs Weg in die Moderne

Der Erste Weltkrieg und die daraus resultierenden politischen und gesellschaftlichen Veränderungen brachten viel Unruhe in vorhandene Strukturen. Wie die neue Zeit aussehen konnte, war unklar. Inflation, Arbeitslosigkeit und Hunger gaben konkurrierenden, radikalen Ideen Nahrung. Die weitere Entwicklung ist bekannt: Auch in Strasburg kam 1933 die NSDAP an die Macht, wurden Andersdenkende verfolgt, schikaniert und ermordet. Darunter sind auch die jüdischen Familien in Strasburg, die entweder noch emigrieren konnten oder in Konzentrationslagern getötet wurden.

Bei Kriegsende 1945 brannte Strasburg zur Hälfte nieder. Noch lebende Augenzeugen berichten glaubhaft, dass die Stadt schon vor Einmarsch der Roten Armee gebrannt habe. Andere erinnern sich, dass erst diese Soldaten sie in Brand gesetzt hätten. Bis heute ist diese Frage nicht geklärt. Klar ist aber, dass die Deutschen es waren, die diesen Krieg erst angefangen haben.

Noch 1945 begannen starke Zu- und Abwanderungsbewegungen, die bis heute weitgehend undokumentiert sind: Viele Unternehmer, Handwerker und Händler verließen die Stadt, darunter auch Hugenotten-nachfahren. Gleichzeitig kamen aus dem jetzt polnischen Pommern östlich der Oder, aus der Neumark oder Ostpreußen viele vertriebene Deutsche an. Nach Gründung der DDR wurde Strasburg Kreisstadt und blieb es bis zu deren Ende. Um 1960 zogen, unter staatlicher Lenkung junge Fachkräfte in die Region, die das Bild eines jungen, munteren Städtchens mit modernen, gesicherten Lebensräumen prägten. Die Landwirtschaft bildete als Kombinat Getreidewirtschaft beziehungsweise als VEG Pflanzenproduktion (Volkseigenes Gut) und VEG Tierproduktion weiterhin das Rückgrat der Ökonomie, daneben standen Milch-

und Fleischwirtschaft sowie das Baugewerbe, Handwerk und anfangs noch der Ofenbau. Schulen wurden gebaut: 1968 wurde die Erweiterte Oberschule II in der Wallstraße eröffnet und 1988 waren acht Schulen in der Stadt angesiedelt, darunter Polytechnische und Berufsschulen.

Mit der neuen Poliklinik erhielt Strasburg 1968 erstmals eine moderne medizinische Einrichtung. Neben Allgemeinmedizinerinnen waren hier Fachärzte, eine Röntgenstation und ein Labor tätig. Das alte Krankenhaus lag am Jüteritzer Tor. Es war vermutlich aus einem der mittelalterlichen Hospitäler hervorgegangen und hatte den modernen hygienischen und medizintechnischen Erfordernissen nicht mehr genügt.

Dies alles konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die zentralistische Führung der SED enge Grenzen setzte. So versammelten sich im Herbst 1989 auch in Strasburg, in der Marienkirche, Woche für Woche Hunderte Menschen, um laut frei zu sprechen. Neue politische Strukturen entstanden und wieder veränderten sich alle Lebensbereiche grundlegend: Es eröffneten sich neue Möglichkeiten, etwa ins westliche Ausland zu reisen und gleichzeitig schwanden alte Sicherheiten, zum Beispiel seinen Arbeitsplatz zu behalten. Es begann eine rege Bautätigkeit bei Gebäuden und Infrastruktur. Doch der Verlust der Kreisverwaltung und hohe Arbeitslosigkeit führten spätestens seit den frühen 2000er Jahren dazu, dass viele Bewohner die Stadt verließen. Lebten 1983 hier noch gut 8.000 Strasburger, sind es 40 Jahre später nur noch knapp halb so viele. Im Jahr 1997 schloss die Poliklinik, wenige Jahre später das Gymnasium, sodass 2020 nur noch die Grundschule und eine Regionale Schule übrigblieben. Die Aktivitäten des Karnevalsvereins endeten 2004, das zehnte und letzte Unternehmerfest im Gewerbegebiet fand 2006 statt.

Mittlerweile gibt es Anzeichen, dass sich diese Entwicklung umkehrt und immer mehr Berliner aus der Großstadt in das Umland ziehen. Die Geschichte geht immer weiter – es bleibt spannend.

Barnim Rödiger

Hugenotten in Strasburg

Geschichte des Ortes

An kaum ein Ereignis wird in Strasburg so stark erinnert wie an die Einwanderung der Hugenotten im Jahr 1691. Und das mit gutem Grund: Die Stadt Strasburg, so die Perspektive der Einwohner:innen, verdankt ihnen ihr Überleben.

Wie in der historischen Einleitung dieses Bandes beschrieben, kamen die Hugenotten als französische Glaubensflüchtlinge nach Strasburg. König Ludwig XIV. hatte 1685 das *Edikt von Fontainebleau* erlassen, in dessen Folge etwa eine Viertelmillion Hugenotten ihre Heimat verließen. Nach und nach suchten sie Schutz in den protestantisch geprägten Gebieten Europas. So kamen sie letztlich ins damalige Brandenburg, das seit 1685 für Hugenotten geöffnet war durch das vom Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm verkündete *Edikt von Potsdam*. Dabei handelte es sich um eine gezielte Öffnung: Brandenburg war dünn besiedelt, Migration war nicht nur erwünscht, sondern auch notwendig, um das Land zu bewirtschaften.

So auch in Strasburg: Die Stadt litt nach wie vor unter den Folgen des Dreißigjährigen Krieges, der die Bevölkerung stark dezimiert hatte. Von dem Zuzug der 300 Menschen profitierten daher beide Seiten: Die Hugenotten konnten ihren Glauben frei leben und die Stadt Strasburg konnte endlich wieder aufgebaut werden.

Mit sich brachten die Hugenotten auch eine eigene Kultur und Traditionen. Dazu gehörten neben ihrer Religion (französischer Protestantismus/ Calvinismus) auch ihr Handwerk, zugehörige Werkzeuge und ihre kulinarischen Vorlieben. Die Kulturen vermischten sich nicht von einem Tag auf den anderen, sondern über einen langen Zeitraum hinweg. Man lernte in Strasburg voneinander, tauschte Erfahrungen aus, freundete sich an, heiratete – wie es in Stadt- und Dorfgemeinschaften überall üblich ist.

Noch mehr als 300 Jahre später erinnern die Strasburger:innen an diesen Austausch und diese Gemeinschaft ausdrücklich positiv.

Geschichte sichtbar machen

»Mit ihrer Hilfe blühte Strasburg wieder auf«, so hieß es in einer Rede zum 310. Jahrestag der Hugenotteneinwanderung im Jahr 2001. Anlässlich dessen veranstaltete die Stadt ein Festprogramm mit wissenschaftlichem Vortrag, der Einweihung einer Gedenktafel und einer Feierstunde in der örtlichen Kirche. Die Einwanderung der Hugenotten wird noch heute als etwas gesehen, was dem Ort eine neue Perspektive eröffnet hat. Strasburg begreift Migration als bereichernd und als Chance.

Dies zeigt sich deutlich an der Intensität und an der Art, wie die Geschichte der Hugenotten erzählt wird. Zum einen hat Strasburg hierfür die meisten Quellen und wissenschaftlichen Werke zusammengetragen. Zum anderen ist die Erinnerung an die Hugenotten das am stärksten präsen- te Thema im öffentlichen Gedenken der Stadt. Auf unterschiedliche Weisen wird auf ihre Rolle in der Geschichte der Stadt hingewiesen. Das sind:

- die **Ausstellung im Heimatmuseum**, in der die Hugenotten einen eigenen Raum haben
- die **Gedenktafeln und -schilder**, die sich an mehreren Orten finden
- die gesammelten Quellen und zahlreichen Aufsätze, die das Archiv des Heimatmuseums zusammengetragen hat;
- die bereits angesprochenen **Jubiläen und Feierstunden**, die Teilnahme an **Hugenottentagungen**, die **Mitgliedschaft im Deutschen Hugenottenverein e. V.**
- die Aufzeichnungen von Strasburger:innen über ihre **Familien- geschichten**, Stammbäume und erstellte Internetseiten. Unter *Hugenotten-uckermark.de* hat beispielsweise Ina Jonas-Nolte ihre Forschungen zu verschiedenen uckermärkischen Hugenotten- familien festgehalten.

Ein paar der obigen Beispiele werden im Folgenden aufgegriffen, weil an ihnen deutlich wird, wie man mit wenig Mitteln und geringem Aufwand einen großen Effekt erzeugen kann.





Hugenotten-Ausstellung, Teil der Ausstellung im Heimatmuseum Strasburg, im Schaukasten eine Hugenotten-Tracht. Foto: Ines Schröder

Zunächst wäre da das **Heimatmuseum** in Strasburg. Das mag zunächst paradox erscheinen, denn schließlich agieren Museen mit eigenem Budget. In der Ausstellung in Strasburg finden sich aber Objekte und Ansätze, die auch von Privatpersonen aufgegriffen werden können.

Einige Gemüsesorten, die noch heute in der Uckermark angebaut werden, haben die Hugenotten eingeführt. Des Weiteren brachten sie den Tabakanbau in die Uckermark, der dort lange Zeit florierte. Auch handwerkliche Fähigkeiten, etwa die Schusterei, erhielten durch sie einen neuen Einfluss.

All diese Dinge konnten mit geringem Aufwand im Museum dargestellt werden. So finden sich Bilder und Namen der importierten Gemüsesorten laminiert in einem Hefter, außerdem Blätter einer Tabakpflanze. Auch das Handwerk der Seiler und das des Tabaktrocknens sowie der damit verbundenen Architektur, nämlich der Tabakscheunen werden im Museum vorgestellt. Die Scheunen etwa zeigen, wie Migration zu architektonischen Veränderungen beigetragen hat. Der Museumsleiter und der Förderkreis des Museums Strasburg denken diese Ideen derzeit weiter: Das Gemüse, das auf die Hugenotten zurückgeht, soll im Mittelpunkt eines Kochabends stehen oder sogar ein Kochbuch mit Originalgerichten prägen, das gegebenenfalls um historische Fakten ergänzt wird.

Von einem Museum der Nachbarorte wurde außerdem eine Hugenotten-tracht ausgeliehen, die nun die Ausstellung ergänzt. Für die Zukunft (Stand Juli 2023) plant das Museum Strasburg eine **historische Stadtführung in Kostümen**, die sich auf die Geschichte der Hugenotten konzentrieren wird.

In Strasburg findet man zudem **Gedenktafeln**, die auf die Hugenotten hinweisen und die sich um weiterführende Informationen ergänzen ließen. Zum Beispiel die Gedenktafel für die Hugenotten am alten Friedhof, die Gedenktafeln für Pfarrer Hurtienne (am Friedhof) und die Gedenktafel am ehemaligen Standort der Zuckerfabrik. Letztere wurde aus einem Zusammenschluss hugenottischer Bauern und Industrieller gegründet und war lange Zeit ein wichtiger Arbeitgeber in der Region.

Mittlerweile hat Strasburg 36 Gedenktafeln. Aufgestellt wurden diese seit 1998 vom Heimatkreis des Ortes, die Kosten belaufen sich auf jeweils etwa 100 Euro.

Bis ins 21. Jahrhundert hinein waren die Familiennamen der Hugenotten in Strasburg präsent. Sie fanden sich an Klingelschildern, an Geschäften, auf Autos und Werbetafeln. Mithilfe von Adress- und Telefonbüchern, Gemeindeverzeichnissen oder Einwohnermeldelisten lässt sich nachvollziehen, wer zu welchem Zeitpunkt wo gelebt hat. Wer diese Recherche auf einem **Stadtplan** festhält und die verschiedenen Zeitpunkte markiert, der wird sehen, wie sich das Zusammenleben in Strasburg entwickelt hat.

Ein Stadtplan, der die Bewegung innerhalb einer Gemeinde zeigt, kann für mehrere Zwecke genutzt werden: als Ausstellungsstück, ergänzend zu einer Stadtführung oder auch als Grundlage für Gedenktafeln und -schilder. Sie lassen sich an bedeutenden Orten der Migrationsgeschichte anbringen. Manchmal reicht es aber auch für das eigene Verständnis zu sehen, welchen historischen Hintergrund Orte haben und ob sie ihre Funktion – als Geschäft, Wohnhaus, Schule etc. – beibehalten oder verändert haben.

Jüdisches Leben in Strasburg

Geschichte des Ortes

Wie so viele Orte in Deutschland blickt die Stadt Strasburg auf eine jahrhundertelange jüdische Geschichte zurück. Da es sich bei Jüdinnen und Juden nicht um eine nationalstaatliche oder ethnisch definierte Gruppe handelt, wird deren Geschichte selten als Migrationsgeschichte erzählt. Wegen zahlreicher Verfolgungswellen im Laufe der Jahrhunderte und vor allem dem Genozid der Nationalsozialisten war jüdisches Leben in Deutschland jedoch immerzu stark von Migration geprägt. In Strasburg endete jüdisches Leben im Jahr 1942 mit der Deportation der letzten vier verbliebenen jüdischen Einwohner:innen der Stadt.

Wann sich erstmals Jüdinnen und Juden in Strasburg ansiedelten, ist heute schwer zu bestimmen. Registriert wurden die jüdischen Bewohner:innen zum ersten Mal im Jahr 1692. Bis ins Jahr 1812 wuchs deren Zahl auf 37 jüdische Familien im Ort. Damit war die Strasburger Gemeinde eine der größten jüdischen Gemeinden der Uckermark. Bereits um 1700 richtete sie sich in der sogenannten Judengasse eine kleine Schule und Synagoge im Wohnhaus des Gemeindegründers Samuel Hirsch ein. Wenig später wurde eine freistehende Synagoge im Innenhof gebaut. Nach 1812 verkleinerte sich die jüdische Gemeinde jedoch stetig. Zunächst verließen viele Knechte und Dienstmädchen die Stadt. Dann gingen die Geburtenzahlen zurück. 1827 zählte der Ort nur noch neun Familien. Da die Zahl der männlichen Gemeindeglieder nach den religiösen Regeln nicht ausreichend groß war, um weiter Gottesdienste in der eigenen Gemeinde abzuhalten, schlossen sich die Strasburger Jüdinnen und Juden der jüdischen Gemeinde im benachbarten Pasewalk an. 1920 wurde die inzwischen baufällig gewordene Synagoge schließlich abgetragen.

Wie ein antisemitisches Gerücht um den Verkauf der angeblich verfluchten Bausteine zeigt, waren Strasburger Jüdinnen und Juden schon in

dieser Zeit von Diskriminierung betroffen. Dabei sind in überlieferten Vereinsverzeichnissen immer wieder einzelne jüdische Namen zu finden. Sie belegen, dass vom Gesangsverein über die Freiwillige Feuerwehr bis in den Stadtrat Juden zur Stadt dazugehörten. Ihre Handelsgeschäfte florierten. Dies änderte sich erst mit den Boykottaufrufen der Nationalsozialisten ab 1933. Auch in Strاسبurg sind Fälle massiver Sachbeschädigung bekannt. Von den wenigen verbliebenen Familien flohen die meisten ins Ausland. Ihre Nachkommen leben unter anderem in den USA und in Israel. 1942 schließlich verschleppten Nationalsozialisten die verbliebenen Strاسبurger Jüdinnen und Juden ins Konzentrationslager Theresienstadt. Keine:r der vier überlebte.

Geschichte sichtbar machen

Bis zum Ende der 1960er Jahre befassten sich sowohl in West- als auch in Ostdeutschland nur wenige Historiker:innen und Einzelpersonen mit der jüdischen Geschichte Deutschlands und einzelner deutscher Ortschaften. Vielmehr pochten damals wie heute konservative Vertreter:innen in der Öffentlichkeit auf einen sogenannten »Schlussstrich« unter die Geschichte der Shoah.

Im Falle Strاسبurg führte erstmals die Kontaktaufnahme einer ehemaligen jüdischen Einwohnerin mit verbliebenen Bewohner:innen der Stadt zu einer Auseinandersetzung mit der jüdischen Vergangenheit des Ortes. 1987, rund 50 Jahre nach ihrer Flucht über Berlin und England in die USA, besuchte sie ihren Geburtsort Strاسبurg. Im Verlauf weiterer Besuche und in Zeitungsartikeln plädierte sie dafür, das jüdische Leben der Stadt aufzuarbeiten und das Erbe zu wahren. Durch diese Initiative und vor dem Hintergrund der Wende konnten seit Anfang der 1990er bis in die 2000er Jahre hinein mehrere Projekte zum jüdischen Leben Strاسبurgs umgesetzt werden.

Publikationen: Als erste schriftliche Aufarbeitung der jüdischen Geschichte erschien 2002 die Broschüre *Leistung und Schicksal – Juden in Strاسبurg (Um.)*. Herausgegeben und begleitet wurde das Projekt vom regionalen Kulturverein Pomerania e.V. Für ihre Recherche kontak-



פנ

אשה לפדות טובה מכל וטובה
מעשים עטרה כעלה חסדנות נפיה
והא האשה השוכה והטובתה מדין
היה בנתה ודוחם סגור אל
אשה מיה בוקנה וכשוכה טובה
ביום ג' ה' לחודש סיון שנת
תרל"א לפק
הניצב



Der jüdische Friedhof der Stadt Strasburg.

Foto: Ines Schröder

tierten die beiden Autor:innen der Broschüre jüdische Organisationen in Mecklenburg-Vorpommern und Berlin, besuchten Archive wie das Landesarchiv Potsdam und tauschten sich mit Nachkommen der jüdischen Bewohner:innen aus. Auch Schulprojekte und Jugendvereine setzten sich zu Beginn der 2000er Jahre mit der jüdischen Geschichte ihrer Stadt auseinander.

Orte wahren und kennzeichnen: Parallel zu den ersten Recherchen über die jüdische Geschichte Strasburgs, wurde in den 1990er Jahren **der alte jüdische Friedhof** instandgesetzt. Am Rande des alten Stadtkerns und damit insgesamt sehr zentral gelegen steht der Friedhof heute allen interessierten Besucher:innen offen. Anders als die meisten jüdischen Grabstätten in Deutschland entging sie mit insgesamt 18 Grabsteinen auf Deutsch und Hebräisch der Zerstörung durch die Nationalsozialisten. Mit dem ersten Grabstein aus dem Jahr 1866 und der letzten nachweislichen Grablegung 1928 umspannt sie nur einen kleinen Abschnitt der jahrhundertelangen jüdischen Geschichte Strasburgs. Dennoch ist der jüdische Friedhof bis heute ein wichtiges Zeugnis dafür, steht deshalb weiterhin unter Denkmalschutz und wird von der Stadt gepflegt.

Auch innerhalb des ehemaligen Stadtkerns sind zahlreiche Stationen jüdischen Lebens zu finden. Zunächst ist die ehemalige Judenstraße zu nennen. Dabei handelt es sich um eine kleine Gasse, in welcher sich bis Anfang des 20. Jahrhunderts unter anderem die jüdische Schule und die Synagoge befanden. Seit 2011 ist der ehemalige Standort der Synagoge mit einem großen **Gedenkstein** gekennzeichnet, errichtet vom Heimatkreis Strasburg. Eine Hinweistafel zeigt unter anderem eine Fotografie des jüdischen Gemeindewappens Strasburgs von 1823.

Wie vielerorts in Deutschland sind in Strasburg außerdem sogenannte **Stolpersteine** in den Bürgersteig eingelassen. Sie kennzeichnen die letzten Wohnhäuser der von den Nationalsozialisten verfolgten jüdischen Einwohner:innen.

Möglich wäre es, künftig auch ehemalige jüdische Geschäfte im Stadtraum zu markieren, deren Adressen bis heute bekannt sind. Gemeinsam

mit bislang weitestgehend nicht offensichtlich jüdischen Orten wie der Freiwilligen Feuerwehr ließen sich diese jeweiligen Fixpunkte jüdischen und jüdisch-christlichen Lebens in Strasburg zu einer interessanten Stadtführung verbinden.

Museale Darstellung: Weiterhin bietet sich auch im Falle des jüdischen Lebens Strasburgs an, die Thematik in der Dauerausstellung des Heimatmuseums zu verankern. Anknüpfungspunkte stellen sowohl das Vereins- und Wirtschaftsleben als auch die Migrationsgeschichte der Stadt dar. Eingebunden in die Geschichte der Gesamtregion Uckermark ließe sich außerdem eine Sonderausstellung zu jüdischem Leben in Strasburg einrichten. Bei mangelnden Ausstellungsobjekten eignet sich hierfür besonders das Format der Tafelausstellung. Neben historischen Aufnahmen kämen als zweidimensionale Exponate Anzeigen jüdischer Geschäfte, Dekrete von Seiten der preußischen Landesregierung, eine Abbildung des jüdischen Gemeindewappens und andere Flachware (in Original und Kopie) in Frage. Vor allem in Bezug auf den Handel könnten ergänzend dazu symbolische Artefakte als Händlerware ausgelegt werden.

Lebendige Projekte im Ort: Zuletzt gibt es neben der materiellen Wahrung und Darstellung der jüdischen Geschichte eines Ortes immer die Möglichkeit, verschiedene Veranstaltungen zum Thema zu organisieren. Eine kleine Projektreihe mit unterschiedlichen Events trägt erheblich dazu bei, ein Thema weithin sichtbar zu machen. Wichtig ist es, sie in das heutige Stadtleben, in aktuelle Themen einzubetten.

Welche Religionsgemeinschaften gibt es heute im Ort? Und was ist notwendig, damit langjährige Minderheiten trotz öffentlichen Engagements nicht mehr als Fremde wahrgenommen werden? Was lernen wir aus der Geschichte jüdischen Lebens in Strasburg und aus deren brutalem Ende? Solche und ähnliche Fragen können beispielsweise in Vorträgen behandelt werden. Wichtig, gerade bei offeneren Gesprächsformaten, bleibt hierbei eine gut vorbereitete Moderation und Begleitung der Veranstaltung, um möglichen Vereinnahmungsversuchen durch rechtspopulistische Akteur:innen entgegenzuwirken.

Weitere Recherchemöglichkeiten

Gerade mit Blick auf den Genozid an Jüdinnen und Juden im Nationalsozialismus ist es auf lokaler Ebene immer sinnvoll, regionale Darstellungen mit überregionalen abzugleichen und einzubetten. Die Anzahl der Publikationen und Archive zum Thema jüdisches Leben im Deutschen Reich ab Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Shoah sind zahlreich. Anregungen zu überregionalen Themenbereichen bieten weiterhin wissenschaftliche Institute wie beispielsweise das Moses Mendelsohn Institut für europäisch-jüdische Studien der Universität Potsdam. Bezogen auf lokale, regionale Themen und Rechercheanfragen sind bis heute jüdische Institutionen wichtige Anlaufstellen. Als ein Beispiel ist an dieser Stelle der Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Mecklenburg-Vorpommern zu nennen. Aufgrund der Vernichtung, Ausraubung und massiven Sachbeschädigung im Nationalsozialismus sind leider viele Quellen, Verzeichnisse und Sachzeugnisse unwiederbringlich verloren.

Um gerade die Integration jüdischen und christlichen Lebens im Ort aufzuspüren und darzustellen, eignen sich wiederum kleinere, nicht dezidiert jüdische Archive. Wie man im Falle des ehemaligen Gesangsvereins sehen kann, hat in Strasburg ein Blick in alte Vereinsverzeichnisse geholfen, neue Erkenntnisse über die jüdische Vergangenheit der Stadt zu gewinnen.

Schnitter:innen in Strاسبurg

Neben der dauerhaften Niederlassung der Hugenotten und anderer Einwanderungsgruppen erlebte die Stadt Strاسبurg im Laufe der Jahrhunderte auch verschiedene Formen temporärer Migration. Wichtig zu nennen sind an dieser Stelle polnische Schnitter:innen, die ab den 1880er Jahren aus russischen und österreichischen Gebieten nach Westpreußen migrierten. Ihre Zielorte waren neben dem damaligen Brandenburg vor allem ländliche Gebiete im heutigen Sachsen, weshalb sie auch »Sachsengänger« genannt werden.

Diese männlichen und weiblichen saisonalen Arbeitskräfte kamen in das Deutsche Reich, um bei der Ernte und anderen Feldarbeiten auszu-helfen und sich so ihren Lebensunterhalt zu sichern. Über die Wintermonate kehrten sie in ihre Heimatorte zurück. Das war von den preußischen Gesetzgebern strikt vorgegeben. Zwar wurden Ende des 19. Jahrhunderts die Schnitter:innen als Arbeitskräfte infolge der Landflucht und Auswanderung nach Amerika in der deutschen Landwirtschaft dringend gebraucht. Doch die deutschen Machthaber fürchteten gleichzeitig eine vermeintliche »Polonisierung« Preußens. Dadurch dass die polnischen Arbeiter:innen zyklisch zu ihren Herkunftsorten zurückkehrten, sollte vermieden werden, dass sie sich dauerhaft ansiedelten und Einfluss nahmen. Spuren hinterließen sie aber doch.

Geschichte des Ortes

Beispiele hierfür finden sich unter anderem in der Gemeinde Strاسبurg. Auch hier lebten seit Ende des 19. Jahrhunderts bis in die 1940er Jahre hinein in der Saison polnische Arbeiter:innen. Sie waren vorrangig bei der Zuckerrüben-ernte und -weiterverarbeitung in der Strاسبurger Zuckerfabrik beschäftigt. Neben der Arbeit organisierten sich die Schnitter:innen über die katholische Kirche in Strاسبurg, die es ohne die polnischen Saisonarbeiter:innen vermutlich gar nicht gegeben hätte.





Das Gelände der ehemaligen Zuckerfabrik Strasburgs.

Foto: Ines Schröder

Seit der Reformation war die Stadt größtenteils protestantisch. Im Jahr 1862 zählte ein Pfarrer der benachbarten Gemeinde Pasewalk lediglich eine katholische Familie in Strasburg.

Die katholische Gemeinde in Strasburg entstand 1882, weil die ausländischen Arbeiter:innen geistlich-katholisch betreut werden wollten. Um 1905 besuchten etwa 2.000 polnische Saisonarbeiter:innen und 300 deutsche Strasburger:innen die katholische Kirche. Für die regelmäßigen polnischen und deutschen Gottesdienste wurde 1887 eine kleine Kapelle in einem ehemaligen Wohnhaus mit Werkstatt eingerichtet. Heute ist von dieser Kapelle nicht nur das Gesamtgebäude, sondern auch ein religiöses Wandfresko erhalten. Die 1909 bis 1910 erbaute katholische Kirche *Zur Heiligen Familie* ist heute noch in Benutzung. Als ehemaliger, wichtiger Treffpunkt der polnischen Saisonarbeiter:innen in Strasburg, aber auch als Ort der Begegnung mit den gebürtigen deutschen Strasburger:innen, erinnert sie an die polnischen Einflüsse in der Stadt.

Mit dem nationalsozialistischen Regime endete die freiwillige Arbeit der polnischen Schnitter:innen in Strasburg. Repressionen setzten ein. 1939 erließ die Reichsregierung mit dem Überfall auf das benachbarte Polen ein Verbot, polnische Gottesdienste abzuhalten. Aus vielen Orten ist heute bekannt, dass ehemalige Schnitter:innen im Verlauf der ersten Kriegsjahre nach und nach in die Zwangsarbeit gedrängt wurden. Erst nach Ende des Krieges konnten sie in ihre Heimat zurückkehren oder weiterziehen. Wenige blieben in der Region. Ob und wie viele polnische Schnitter:innen nach 1939 in Strasburg zur Arbeit gezwungen wurden, ist unklar.

Geschichte sichtbar machen

Im Gegensatz zu anderen benachbarten Orten in der Uckermark ist in Strasburg keine sogenannte Schnitterkaserne erhalten geblieben. Dabei handelte es sich um eigens von der Stadt oder dem Arbeitgeber errichtete Wohnkomplexe zur Unterbringung der ausländischen Saisonarbeiter:innen. Dass es solche Schnitterkasernen auch in Strasburg gegeben hat, gilt als gesichert. Wo genau diese Gebäude standen und wie sie aussahen, ist jedoch nicht bekannt. Dafür sind Gebäudeteile der

Zuckerfabrik, die katholische Kirche sowie das Fresko in der ehemaligen Kapelle bis heute erhalten.

Zu guter Letzt ist als bislang unbearbeitete Spur der polnischen Geschichte Strasburgs der sogenannte »Zuckersteig« zu nennen. Bei dem Pfad handelt es sich um den einstigen Arbeitsweg der Schnitter:innen von ihrer Strasburger Unterkunft auf die Rübenfelder im benachbarten Ort Wismar. Dabei ist es gut möglich, dass der Weg auch von Wismarer Arbeiter:innen genutzt wurde, die in der Strasburger Zuckerfabrik beschäftigt waren.

Orte sichtbar machen: Um die Lebenspunkte der polnischen Schnitter:innen zu markieren hat der Heimatkreis Strasburg sowohl vor der großen katholischen Kirche als auch vor der ehemaligen Kapelle **Gedenktafeln** angebracht. Sie informieren interessierte Passant:innen über die polnisch-strasburgische Geschichte beider Gebäude. Da die ehemalige Kapelle heute ein Seniorenheim beherbergt, kann sie regulär nicht besichtigt werden. Allerdings öffnet Strasburg auch hier einmal im Jahr, am Tag des offenen Denkmals, die Türen und lädt Besucher:innen ein, das religiöse Fresko zu betrachten.

Wichtig für zukünftige Präsentationen der Zuckerfabrik wäre es außerdem, die Rolle der Schnitter:innen und später der Zwangsarbeiter:innen für diese Industrie herauszustellen. Auf dem Gelände der ehemaligen Fabrik bieten sich hierzu weitere Gedenktafeln an, die die migrationsgeschichtliche Bedeutung des Ortes hervorheben.

Im Rahmen eines **migrationsgeschichtlichen Rundgangs** ließen sich Zuckersteig, Zuckerfabrik, ehemalige Kapelle und heutige katholische Kirche als Spuren polnischer Migration im Ort verbinden.

Museale Darstellung: Auch im Heimatmuseum Strasburg kann die Geschichte der Zuckerfabrik als einer der möglichen Anhaltspunkte für die Migrationsgeschichte der Stadt genutzt werden. Selbst wenn bis auf wenige historische Fotos kaum persönliche Zeugnisse von polnischen Schnitter:innen in Strasburg überliefert sind, kommen einige Exponate in Frage, die deren Geschichte erzählen. Immerhin kamen sie in ihrem



Die katholische Kirche *Zur Heiligen Familie* der Stadt Strasburg.
Foto: Ines Schröder



alltäglichen Leben, in der Kirche und bei der Arbeit mit allerhand Objekten in Berührung. Welche Werkzeuge wurden beispielsweise von den Saisonarbeiter:innen genutzt?

Darüber hinaus kann ein möglicher Mangel an Exponaten dadurch verhindert werden, dass die Stadt mit anderen Heimatmuseen der Region kooperiert. Gegebenenfalls lassen sich einzelne Objekte als Leihgabe beispielhaft für die Arbeitsmigration in die Region ausstellen. Dies wäre sowohl im Rahmen einer Dauerausstellung als auch in einer zeitlich begrenzten Sonderausstellung denkbar. Gleiches gilt für Abbildungen von Schnitterkasernen in der Region. Das können zeitgenössische Gemälde, historische Fotografien oder aktuelle Fotos noch bestehender Schnitterkasernen sein.

Zeitzeug:innen befragen: Grundsätzlich bietet es sich bei historischen Themen ab den 1930er und 1940er Jahren an, die letzten lebenden Zeitzeug:innen der Stadt zu befragen. Womöglich erinnert sich noch der eine oder die andere Bewohner:in an die polnischen Saisonarbeiter:innen. Vielleicht können in der Herkunftsregion der Schnitter:innen noch Nachkommen gefunden werden, die ihre Familiengeschichte erzählen möchten.

Weitere Recherchemöglichkeiten

Da die katholische Kirche eine wichtige Institution für die polnisch-katholischen Saisonarbeiter:innen darstellte, ist sie heute eine Anlaufstelle für weitere Recherchen. Auch in anderen Gemeinden bieten sich Kirchen als einflussreiche Institutionen mit oft langer Geschichte bei historischen Fragen an. Gab es in Ihrem Ort eine migrantische Diaspora mit bestimmter Konfession? Dann kann sich ein Blick in das jeweilige Kirchenarchiv lohnen. Tauf-, Heirats- und Sterberegister können vielfältige Geschichten über die Menschen eines Ortes erzählen.

Zwangsarbeiter:innen in Strassburg

Bei den Worten Migration und Migrationsbewegung denkt man zumeist an Formen der freiwilligen Aus- und Einwanderung oder der notwendigen Flucht. Seit es Migration gibt, gibt es aber auch schon immer die unfreiwillige Zwangsmigration, das heißt dass Menschen an einen anderen Ort verschleppt werden. In vielen Fällen ist diese bis heute nur mangelhaft aufgearbeitet, so auch in der Stadt Strassburg.

Wenige Quellen und Darstellungen berichten von ausländischen Zwangsarbeiter:innen in der Stadt während des Zweiten Weltkrieges. Wer aber waren diese Zwangsarbeiter:innen und woher kamen sie? Zunächst sind mit Blick auf Zwangsarbeit verschiedene Formen der Arbeit und Abhängigkeitsverhältnisse der betroffenen Arbeiter:innen auszumachen. Bekannt sind heute vor allem Fälle der Zwangsarbeit in großen Unternehmen, deren Geschichte inzwischen öffentlich behandelt wurde. Aber auch in der Landwirtschaft, in kleineren Industrien oder zum Ausbau der Infrastruktur wurden Zwangsarbeiter:innen eingesetzt. Nur so konnte das Deutsche Reich die Abwesenheit deutscher Arbeitskräfte ausgleichen, die im Einsatz an der Front waren oder im Krieg umgekommen, und so neben der Rüstungsindustrie auch den alltäglichen Bedarf der Bevölkerung sichern. Vor allem im Gebiet des heutigen Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg waren Zwangsarbeiter:innen als unfreiwillige Arbeitskräfte in der Landwirtschaft beschäftigt.

Meist wird das Schicksal von Zwangsarbeiter:innen im Nationalsozialismus im Zusammenhang mit Zwangsarbeitslagern behandelt. Einige von ihnen kann man heute als Gedenkstätten besuchen. Weniger gut dokumentiert sind die gerade in ländlichen Gebieten sehr häufig auf Bauernhöfen das heißt bei Privatpersonen lebenden Zwangsarbeiter:innen. Je nach Herkunftsort sprach die ortsansässige Bevölkerung von ihnen als »den Franzosen« oder »den Polen«.

Neben den Einsatzorten unterschieden sich auch die Umstände, unter denen die Gefangenen im Nationalsozialismus zur Zwangsarbeit gezwungen wurden. Im gesamten Deutschen Reich, einschließlich der Uckermark sind sowohl Kriegsgefangene als auch Zivilist:innen zur Zwangsarbeit eingesetzt worden. Dabei handelte es sich neben politischen Gefangenen und Minderheiten aus Deutschland um verschleppte Männer, Frauen und Jugendliche aus den besetzten Gebieten.

Nach heutigem Wissensstand belief sich die Anzahl der aus dem Ausland eingesetzten Zwangsarbeiter:innen im Nationalsozialismus auf über 13 Millionen Menschen. Darunter fielen über vier Millionen Sowjetbürger:innen, über zwei Millionen Französinnen und Franzosen, knapp zwei Millionen Pol:innen und 1,5 Millionen Italiener:innen. Weitere Herkunftsgebiete lagen in Mittel- und Südosteuropa sowie den heutigen Beneluxstaaten und Dänemark.¹ Unter Zeitgenoss:innen erhielten Zwangsarbeiter:innen aus der Sowjetunion auch die diskriminierende Bezeichnung »Ostarbeiter«, die sie als vermeintlich minderwertigere Menschen und Arbeitskräfte von den übrigen Zwangsarbeiter:innen abgrenzen sollte.

Zusammengefasst wurde die Großgruppe der aus dem Ausland verschleppten, zivilen Zwangsarbeiter:innen unter der Bezeichnung »Fremdarbeiter«. Vielerorts wurde noch nach Kriegsende am Rande vom sogenannten »Ausländereinsatz« gesprochen. Tatsächlich kursierte der Begriff »Fremdarbeiter« schon vor Ausbruch des Krieges als Sammelbezeichnung für freiwillige Arbeitskräfte aus dem Ausland wie beispielsweise für die polnischen Schnitter:innen. Nach Ausbruch des Krieges verloren sie oftmals jegliche Rechte und wurden zur Zwangsarbeit im Deutschen Reich festgehalten.

Nach ihrer Befreiung bei Kriegsende erhielten die ausländischen Zwangsarbeiter:innen prinzipiell rechtlich die Möglichkeit, in ihr Herkunftsland zurückzukehren. In der Praxis gestaltete sich eine Rückkehr ohne die finanziellen Mittel und teilweise in zerstörte, verarmte Heimatorte als schwierig. Dementsprechend gehörte ein Großteil der ehemaligen Zwangsarbeiter:innen ab 1945 zu der Gruppe der sogenannten »Displaced Persons« in Deutschland, das heißt Geflüchteter und

Gestrandeter, die in Aufnahmelagern überall in Deutschland verteilt, auf Asyl oder Weitervermittlung warteten.

Geschichte des Ortes

In der Strasburger Stadtgeschichte sind bis heute wenige Spuren der Zwangsarbeit im Nationalsozialismus bekannt. Auf Anhieb finden sich hierzu lediglich zwei Quellen. Dabei handelt es sich zunächst um einen Zeitzeugenbericht aus dem Jahr 1981 über die Arbeit in der Zuckerfabrik während der Vorkriegs- und Kriegsjahre. Neben der Beschäftigung deutscher Arbeiter:innen schildert der Verfasser hierin auch die mangelhafte Versorgung der dort tätigen Gefangenen, genauer gesagt 120 gefangener sowjetischer Soldaten. Diese hätten in der Fabrik nicht nur gearbeitet, sondern auch gelebt. Im Zuge dessen stellt der Autor des Berichts die These auf, dass es sich bei der Zerstörung der Zuckerfabrik 1945 nicht um die Folge eines Bombenabwurfs, sondern um einen Brandanschlag von Seiten der revoltierenden Zwangsarbeiter gehandelt habe. Darüber hinaus hätten Kriegsgefangene in Strasburg Panzersperren bauen müssen. Bislang konnten die Angaben der vorliegenden Quelle nicht mit anderen Zeugnissen abgeglichen werden.

Des Weiteren haben im Stadtbild Strasburgs französische Zwangsarbeiter:innen ihre Spuren hinterlassen. Eine Gedenktafel erinnert daran, dass französische Kriegsgefangene während des Zweiten Weltkrieges den Auftrag erhielten, Teile des Strasburger Stadtsees trockenzulegen. Der dabei entstandene Weg wird bis heute »Franzosenweg« genannt. Neben der Frage, ab wann die französischen und sowjetischen Gefangenen in Strasburg Zwangsarbeit verrichten mussten, bleibt offen, über welchen Weg sie hergelangten. Seit 2015 gilt als gesichert, dass in der nahegelegenen Stadt Prenzlau um das Jahr 1942 ein Kriegsgefangenenlager bestanden habe, das sogenannte »Russenlager«. Hier wäre zu überprüfen, ob die dort inhaftierten Kriegsgefangenen auch zur Zwangsarbeit nach Strasburg geschickt worden sind. Mit Blick auf die Geschichte der polnischen Schnitter:innen besteht außerdem die Möglichkeit, dass einige von ihnen neben anderen zivilen Gefangenen im Zweiten Weltkrieg Zwangsarbeit in Strasburg verrichten mussten.

Geschichte sichtbar machen

Wie am Beispiel des »Franzosenwegs« deutlich wird, stand im lokalen Gedächtnis gerade die Migration der gefangenen und unfreiwilligen Arbeitskräfte im Vordergrund. Begriffe wie Zwangsarbeit wurden dagegen vermieden. Auf einer überregionalen, erinnerungsgeschichtlichen Ebene jedoch, findet das Thema Zwangsarbeit selten im Kontext von Migrationsgeschichte Raum. Umso wichtiger ist es, die Geschichte von Zwangsarbeiter:innen auch in größeren Projekten zum Thema Migration sichtbar zu machen. Dazu muss ihre Geschichte aber zunächst aufgearbeitet, Spuren gesichert und gekennzeichnet werden.

Spuren im Ort: Ein wichtiger Schritt hierzu stellt im Falle Strasburgs die Wegmarkierung am »Franzosenweg« dar. In einem Stadtrundgang zur Migrationsgeschichte des Ortes ließe dieser sich gut integrieren. Auch bei der Zuckerfabrik kann der Einsatz von Zwangsarbeiter:innen erläutert werden. Eine weitere Station wäre die Unterbringung der französischen Kriegsgefangenen. Gerade bei Zwangsarbeiter:innen im ländlichen Raum lohnen sich Nachforschungen, bei wem und wo im Krieg ausländische Arbeiter:innen gewohnt haben.

Zeitzeug:innengespräche: Da viele Informationen zu Zwangsarbeiter:innen nicht überall verschriftlicht worden sind, können Forschende bei der Suche in ihrem Ort zunächst ansässige Zeitzeug:innen kontaktieren. Vielleicht lässt sich noch die ein oder andere mündliche Überlieferung zu Zwangsarbeiter:innen in der Nachbarschaft einfangen.

Ausstellungen und ähnliche Projekte: Nach vorangegangener Recherche ist es gerade mit Blick auf die Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte des Ortes wichtig, auf Zwangsarbeiter:innen zu verweisen. In Strasburg bedeutet das unter anderem, die Geschichte der Zuckerfabrik um das Kapitel der Zwangsarbeit zu ergänzen. Dies ließe sich sowohl in **Publikationen** als auch in einer Ausstellung umsetzen.

Weitere Recherchemöglichkeiten

Oftmals scheitert eine Aufarbeitung der Geschichte an einer mangelhaften Quellenlage. Dabei werden viele Ressourcen bei der Recherche übersehen, weil etwa andere Begrifflichkeiten verwendet werden als erwartet. Um herauszufinden, ob und wo Zwangsarbeiter:innen gelebt und gearbeitet haben, was aus ihnen geworden ist, kann es hilfreich sein, eine ganze Reihe an Suchbegriffen zu verwenden. Gibt es Dokumente oder andere Aufzeichnungen, in denen beispielsweise von Franzosen, Polen oder Italienern die Rede ist? Kommt vielleicht der sogenannte »Ausländereinsatz« zur Sprache? Gibt es Äußerungen zu sogenannten »Fremd-« oder »Ostarbeitern«? Auch in Gesprächen mit Zeitzeug:innen kann gezielt nach Arbeiter:innen aus unterschiedlichen Ländern gefragt werden.

Gerät man bei Nachforschungen über Zeitzeug:innen, Stadt- und Unternehmensarchive ins Stocken, hilft oft eine Anfrage beim zuständigen Landesarchiv weiter. Darüber hinaus sind überregionale Initiativen eine wichtige Anlaufstelle. Seit 2010 finden sich auf den Internetseiten des Bundesarchivs² zwei Deutschlandkarten, die sowohl Zwangsarbeitslager während des Zweiten Weltkrieges als auch regionale Archive mit Beständen zu Zwangsarbeit markieren. Es handelt sich hierbei um ein gemeinsames Projekt des Bundesarchivs und der Stiftung Erinnerung Verantwortung Zukunft (EVZ). Diese befasst sich neben anderen Opfergruppen im Nationalsozialismus unter anderem mit Zwangsarbeiter:innen.

Ergänzend dazu entstanden in den vergangenen Jahren im Internet mehrere Onlinearchive, die sich dem Thema Zwangsarbeit im Nationalsozialismus widmen. Zumeist handelt es sich um Sammlungen von Zeitzeug:innengesprächen mit überlebenden Zwangsarbeiter:innen, etwa das Online- und Videoarchiv *Zwangsarbeit 1939–1945* des Deutschen Historischen Museums³, gemeinsam mit der Stiftung EVZ und Studierenden der Freien Universität Berlin.

Bei konkreten Anfragen zu Orten und Personen stellt das Berliner Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit außerdem Kontaktmöglichkeiten zur Verfügung.⁴

Aufgrund von Kriegseinflüssen sind die Bestände zum Thema Zwangsarbeit in der Region (Vor-)Pommern insgesamt begrenzt. Weitere finden sich in polnischen Archiven.

1 Die nationalsozialistische Zwangsarbeit – Hintergrundinformationen. Online: <https://www.zwangsarbeit-archiv.de/zwangsarbeit/zwangsarbeit/zwangsarbeit-hintergrund/index.html>. Abgerufen am 10.11.2023.

2 Zwangsarbeit im NS-Staat. Online: www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/index.html. Abgerufen am 10.11.2023.

3 Online: www.zwangsarbeit-archiv.de. Abgerufen am 10.11.2023.

4 Weitere Informationen hierzu finden unter: www.ns-zwangsarbeit.de/recherche/. Abgerufen am 10.11.2023.

Flüchtlinge und Vertriebene nach 1945 in Strasburg

Geschichte des Ortes

Die Flucht und die Vertreibung aus den ehemaligen Ostgebieten haben Brandenburg, wozu Strasburg damals noch gehörte, nach dem Zweiten Weltkrieg auf besondere Weise geprägt. Hunderttausende migrierten in die Region. Allein bis zum 31. Oktober 1948 kamen 769.776 Vertriebene und 126.178 Heimkehrer:innen und damit insgesamt 895.954 Personen im Land Brandenburg an und wurden eingemeindet.¹

Doch das gestaltete sich nicht so einfach. Zum einen war die Infrastruktur völlig zerstört. Zudem musste eine immer größere Zahl an Vertriebenen aufgenommen werden. In der Aktennotiz einer Unterabteilung des Ministeriums des Innern der Provinz Brandenburg vom 12. Dezember 1946 heißt es dazu: »Ca. 1/3 des Wohnraums in der Provinz Brandenburg durch Kampfhandlungen zerstört. Trotzdem mussten 680.728 Umsiedler untergebracht werden. Aufteilung Wohnraum, dadurch erfährt Familienleben erhebliche Beeinträchtigung. Führt zu einem nicht zu unterschätzenden gesundheitlichen Gefahrenherd. Nicht möglich Kranke zu isolieren, Übertragung ansteckender Krankheiten, Gefahr von Seuchengefahr.«² Aufgrund der Zerstörungen wurden in der Provinz Mark Brandenburg 1946 verschiedene Kreise zu Notstandsgebieten erklärt. Darunter auch der Kreis Prenzlau, zu dem Strasburg zu jener Zeit gehörte. Strasburg war durch Kampfhandlungen mehr als zur Hälfte zerstört.

Doch nicht nur für die Geflüchteten und Vertriebenen war diese Zeit eine Herausforderung, auch für die Brandenburger selbst. Sie standen den Vertriebenen nur selten positiv gegenüber und mussten für die neue Situation sensibilisiert werden. Nur so konnte eine vollständige soziale Integration erreicht werden. Das Informationsamt der Provinz Brandenburg erstellte für Presse und Rundfunk Berichte mit unter-

schiedlichen Schwerpunkten. Sie machten zum einen in der Presse auf die Notlage der Vertriebenen aufmerksam und appellierten an die Einsicht der Brandenburger, sich räumlich einzuschränken. Und zum anderen stellten sie der eingewohnten Bevölkerung im Rundfunk dar, wie Vertriebene produktive Arbeit leisten können.³

Dennoch blieb die Integration der Geflüchteten und Vertriebenen in der DDR ein verdrängtes Thema. Vertriebene sollten assimiliert werden. Zugleich galten sie als potenzieller Unruhefaktor. Öffentliches Sprechen über Heimat und Flucht war tabu. Nur in der Familie konnte darüber erzählt werden. Während im Westen die Vertriebenenverbände eine einflussreiche Gruppe bildeten, die auf die Ostpolitik des Bundeskanzlers Konrad Adenauer großen Einfluss hatte, setzte die Staatsführung der DDR auf *»Integration durch Partizipation am Aufbau einer neuen sozialistischen Heimat«*⁴. So wurde in der DDR versucht, alle Erinnerungen an die »alte Heimat« zu unterdrücken – aus Angst vor »Revanchismus«, der sich gegen die neuen osteuropäischen Verbündeten gerichtet hätte.

Diese Tatsache hat zur Folge, dass die lokale Geschichte der Flüchtlinge und Vertriebenen in Ostdeutschland noch nicht umfangreich dokumentiert ist. Auch Zeitzeug:innenberichte und persönliche Erinnerungen durften erst nach 1989 offiziell gesammelt und veröffentlicht werden. Bis heute geben in vielen Orten im Osten Deutschlands die Menschen Erzählungen und Erinnerungen an die Zeit nach 1945 mündlich weiter. Nur selten wurden und werden sie aufgeschrieben. Es leben nur noch wenige Zeitzeug:innen. Umso dringender ist es, die zu befragen und deren Erinnerungen zu sichern.

In Strassburg verhält es sich ähnlich. Überblicksdarstellungen über die Situation der Flüchtlinge und Vertriebenen in Brandenburg helfen zunächst, die Wissenslücken in Bezug auf den Ort zu überbrücken. Eine Dokumentation der Strassburger Geschichte der Geflüchteten und Vertriebenen nach 1945 ist jedoch lohnenswert.

Geschichte sichtbar machen

Gedenktafeln: Auch wenn die Geschichte der Strasburger Flüchtlinge und Vertriebenen noch unzureichend dokumentiert ist, so wird an sie erinnert. 2009 stellte der Strasburger Geschichtsverein einen Findling im Ort auf, darauf eine wetterfeste Platte mit der Inschrift »Zum Gedenken an die Flüchtlingstrecks und die Vertriebenen im Zweiten Weltkrieg (1944/1945)«. Eine unaufwändige Form des Erinnerns, die nicht zu kostenintensiv ist.

Zeitzeug:innenberichte: Zeitzeug:innenberichte Geflüchteter und Vertriebener sammeln und dokumentieren, sollte zunächst im Fokus der lokalen Geschichtsarbeit stehen. Sinnvoll ist es, in Altersheimen oder Kirchengemeinden vor Ort zu fragen, wer von den Bewohner:innen und Kirchenmitgliedern zu jener Zeit bereits im Ort gelebt hat oder selbst geflüchtet ist. Soweit noch möglich, sollten diese Menschen interviewt werden und die Gespräche aufgenommen werden. Dafür braucht es keine besondere Technik. Die meisten Handys haben heutzutage eine App für Sprachmemos. Anschließend kann die Tondatei beliebig auf Rechner übertragen und transkribiert werden. Sollte eine Aufnahme-funktion auf dem Handy fehlen, sei die App »Diktiergerät« empfohlen. Mehr praktische Informationen, wie man ein Zeitzeug:inneninterview führen kann, sind im Kapitel *Methoden* unter *Oral History* (Seite 74) zu finden.

Erzählcafés: Seit etwa zwei Jahren finden bis zu dreimal jährlich Erzählcafés statt, die das Heimatmuseum Strasburg gemeinsam mit dem Heimatverein organisiert; stets zu wechselnden Themen. Alle Strasburger:innen sind dazu eingeladen. Das nächste Erzählcafé könnte heißen *Vertriebene und Flüchtlinge nach 1945 in Strasburg*. Auch Menschen, die selbst keine Zeitzeug:innen sind, können tradierte Familien-erinnerungen beitragen. Mit Einwilligung der Teilnehmenden könnten die Erzählungen der Teilnehmenden aufgenommen, deren Erinnerungen archiviert und transkribiert werden.



2009 stellte der Strasburger Geschichtsverein im Ort einen Findling auf, darauf eine wetterfester Platte mit der Inschrift »Zum Gedenken an die Flüchtlingstrevks und die Vertriebenen im Zweiten Weltkrieg (1944/1945)«. Foto: Ines Schröder



Erzählcafés lassen sich beliebig ins Leben rufen und können über die Jahre zu einer festen Instanz im Ortsleben werden. Sie sollten jeweils einem Thema folgen und moderiert werden.⁵

Ausstellungen und Ausstellungsprojekte: *Flucht. Gestern und heute*, so heißt die Wanderausstellung, die 2018 25 Mitwirkende auf die Beine stellten, darunter Jugendliche aus Oberhavel sowie Schüler: innen von zwei Oranienburger Schulen. Sie führten Interviews mit Geflüchteten, die gerade in die Region gekommen waren und mit denen, die nach 1945 ankamen. Neben Menschen aus Syrien, Afghanistan oder dem Tschad, die noch nicht lange in der Region wohnen, sprachen sie mit Menschen, die aus Ostpreußen oder Schlesien stammen und im Zuge des Zweiten Weltkriegs ihre Heimat verloren hatten. Sie porträtierten die Geflüchteten in Wort und Bild. Entstanden sind 20 Großplakate (Rollups), auf denen die Erlebnisse von Flüchtlingen nachzulesen sind. Warum mussten sie fliehen? Was haben sie erlebt? Und was fühlten sie dabei? Was verbindet Flüchtlinge von einst und heute? Aktuell kostet ein Rollup ungefähr 100 Euro pro Stück.

Wohnorte der Vertriebenen und Geflüchteten: Vor allem im ländlichen Raum empfiehlt sich die Suche nach sogenannten Neubauernstellen. Im Zuge der Bodenreform in der Sowjetischen Besatzungszone (später DDR) wurden zahlreiche Menschen zu Neubauern und erhielten landwirtschaftlichen Besitz. Die Einrichtung von Neubauernstellen zeugt vom staatlichen Bemühen, die Vertriebenen und Umsiedler:innen (Deutsche aus ehemaligen Siedlungsgebieten im Osten) zu integrieren, die überwiegend auf dem Land lebten. Der Begriff Neubauer setzte sich als Bezeichnung für alle Landnehmer mit einem Besitz von mehr als fünf Hektar durch. Über 90.000 dieser Höfe bewirtschafteten Umsiedler:innen.

Weitere Recherchemöglichkeiten

In der Regel liegen in Ostdeutschland in den Landeshauptarchiven der Bundesländer die Akten der jeweils zuständigen Abteilungen für Deut-

sche Umsiedler der verschiedenen Länder. Diese Abteilungen unterstanden der Zentralverwaltung für Deutsche Umsiedler. Mit Verfügung vom 9. Oktober 1945 ordnete die Zentralverwaltung die Bildung von Umsiedlerausschüssen bei den Landratsämtern an. Akten dazu liegen heute in den jeweiligen Landeshauptarchiven der Bundesländer sowie in den Regionalarchiven.

1 Sven Olaf Oehlsen: Vertriebenenlager in Brandenburg 1945-1953. Herausgegeben von der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung, Potsdam 2006, S. 79.

2 Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep.203 Mdl, Nr.1074, zitiert ebenda, S. 68.

3 Ebenda

4 Michael Schwarz: Vertriebene und „Umsiedlerpolitik“. Integrationskonflikte in den deutschen Nachkriegs-Gesellschaften und die Assimilationsstrategien in der SBZ/DDR 1945-1961, München 2004, S. 104.

5 Mehr zu den Methoden und Rahmen eines Erzählcafés im Artikel Erzählcafé auf Wikipedia. Online: <https://de.wikipedia.org/wiki/Erzählcafé> Abgerufen am 01.12.2023.

Vertragsarbeiter:innen in Strassburg

Vertragsarbeiter:innen in der DDR

Als Vertragsarbeiter:innen wurden in der DDR ausländische Arbeitskräfte bezeichnet, die wegen des Mangels an einheimischen Arbeitskräften ins Land geholt wurden.

Vertragsarbeiter:innen zum Ausgleich des Arbeitskräftemangels in der DDR: Wie in der Bundesrepublik, wo man von »Gastarbeitern« sprach, gab es seit den 1950er Jahren auch in der DDR nicht genügend einheimische Arbeitskräfte. Darum verpflichtete die Regierung sogenannte Vertragsarbeiter:innen aus damals sozialistischen Ländern. Dazu gehörten Menschen aus Ungarn und Polen, vor allem aber aus Algerien, Kuba, Mosambik und Vietnam.

Sie sollten in der DDR zu Fachkräften ausgebildet werden und nach der Rückkehr beim Aufbau ihres Landes helfen. Die Arbeitskräfte ohne Berufsausbildung und Deutschkenntnisse erhielten jedoch häufig körperlich schwere oder monotone Aufgaben anstelle einer Ausbildung.

Aufenthaltsdauer: Die Dauer der Aufenthaltsgenehmigung variierte zwischen zwei und sechs Jahren je nach Herkunft. Ein ständiger Aufenthalt war jedoch vertraglich und gesetzlich nicht vorgesehen. Der Nachzug von Familienangehörigen war ausgeschlossen. Nach Ablauf der vertraglichen Frist mussten die Vertragsarbeiter:innen in der Regel die DDR verlassen und in ihr Heimatland zurückkehren. In der DDR wohnten sie während ihres Aufenthalts in eigenen Wohnheimen. Sie lebten abgetrennt von der heimischen Bevölkerung.

Nach 1989: Die meisten Vertragsarbeiter:innen kehrten wieder in ihre Herkunftsländer zurück. Das Aufenthaltsrecht gestand ihnen zunächst keinen Status zu.

Mosambikaner:innen um den Lohn geprellt: Ein Teil des Lohns der etwa 17.000 mosambikanischen Vertragsarbeiter:innen wurde einbehalten, zwischen 25 und 60 Prozent oberhalb eines Sockelbetrags von 350 DDR-Mark. Beide Regierungen kamen überein, dass der zurückgehaltene Lohn auf der Staatsbank von Mosambik als Rente oder Startkapital für ein Leben nach der Zeit in der DDR angesammelt werden soll. Auf dieses Konto sollten die Vertragsarbeiter:innen nach ihrer Rückkehr in Mosambik zurückgreifen können. Doch als sie nach 1989 zurückgeschickt wurden, waren die meisten dieser Konten leer. Auch die Renten, in die sie eingezahlt hatten, bekamen Vertragsarbeiter:innen nie. Die mosambikanische Regierung hatte das Geld anderweitig eingesetzt. Bis heute protestieren ehemalige mosambikanische Vertragsarbeiter:innen gegen das Unrecht, das ihnen widerfahren ist.

Geschichte des Ortes

Tatsächlich gestaltet sich die Suche nach Vertragsarbeiter:innen in ost-deutschen Kleinstädten nicht einfach. Zum Zeitpunkt des Mauerfalls im November 1989, lebten mehr als 192.000 ausländische Staatsangehörige in der DDR: Vertragsarbeiter:innen, Studierende, Auszubildende oder Flüchtlinge. Menschen aus sozialistischen »Bruderstaaten«. Sie waren in der gesamten DDR anzutreffen. Die meisten der Arbeitsmigrant:innen kehrten wieder in ihre Herkunftsländer zurück. Nach Ablauf der vertraglichen Frist mussten sie die DDR verlassen.

In der Strasburger Betriebsberufsschule erhielten zu DDR-Zeiten junge Männer und Frauen aus dem Ausland, unter anderem aus Mosambik, über mehrere Monate eine Ausbildung für landwirtschaftliche Maschinen. Untergebracht waren sie im angegliederten Internat der Berufsschule. Kontakte zu den Strasburger:innen bestanden kaum und waren von staatlicher Seite auch nicht gewünscht. Das ist auch ein Grund, warum heute die Erinnerungen an die Vertragsarbeiter:innen in Strasburg spärlich sind.

»Einige wenige kamen in die Kirchengemeinde und fanden dort Anschluss«, schreibt die Strasburgerin Gudrun Maria Riedel in ihrem Text über

Migration als Bereicherung (Seite 75). Ein Teil der aus Afrika kommenden Vertragsarbeiter:innen und Studierenden in der DDR gehörten in ihrem Heimatland einer christlichen Kirche an und suchten in der DDR ebenfalls Kontakt zu einer christlichen Gemeinschaft; auch um ihrer Einsamkeit in den abgeschotteten Unterkünften und Internaten zu entkommen. Das hatte zur Folge, dass sich im kirchlichen Umfeld Kontakte und mitunter sogar Freundschaften zwischen Vertragsarbeiter:innen und Einheimischen entwickelten. In den meisten Fällen riss der Kontakt nach der Rückkehr in ihre Heimatländer ab.

Andere Vertragsarbeiter spielten in ihrer Freizeit Fußball in der Mannschaft vor Ort. Zum Beispiel Suleymane Chérif, ein 18-jähriger Vertragsarbeiter aus Guinea, der unweit von Strasburg im VEB Bau-Union in Neubrandenburg arbeitete. Der begabte Amateurfußballer schoss 1962 das ostdeutsche Kleinstadt-Fußballteam Sportclub Neubrandenburg (SCN) in die Oberliga der DDR. Ende der 1960er Jahre kehrte er nach Guinea zurück.

Wie in vielen ostdeutschen Städten, so ist auch in Strasburg die Migrationsgeschichte der Vertragsarbeiter:innen noch ein blinder Fleck in der Erinnerungskultur des Ortes, den es sichtbar zu machen gilt.

Geschichte sichtbar machen

Wie macht man eine Geschichte sichtbar, die wenig bekannt ist, die kaum Bestandteil regionaler Familienerzählungen ist, deren Zeitzeug:innen nicht mehr in der Region beziehungsweise in Deutschland leben und die vor Ort kaum Spuren hinterlassen haben? Zunächst geht es darum, überhaupt solche zu finden. Dafür können ältere Verwandte und Bekannte im Ort befragt werden, ob sie sich überhaupt an Vertragsarbeiter:innen erinnern; meistens waren diese in großen beziehungsweise in Kreisstädten beschäftigt.

Alte Heimatkalender: In der DDR veröffentlichten die meisten Kreise jährlich einen »Heimatkalender« (die Titel unterscheiden sich), in dem über besondere Ereignisse des zurückliegenden Jahres berichtet wurde.

Auch wenn der Kontakt zwischen Vertragsarbeiter:innen und Einheimischen nicht gefördert wurde, so wurde doch im Rahmen der Völkerefreundschaft über Veranstaltungen für und mit den Vertragsarbeitenden berichtet. Die Recherche in alten Heimatkalendern, die eventuell in Stadt- oder Kreisarchiven, in Stadtbüchereien, bei regionalen Geschichtsvereinen oder im Internet zu finden sind, kann also Aufschluss darüber geben, ob überhaupt und wo Vertragsarbeiter:innen in der Region beschäftigt waren. Ein Beispiel dafür ist im Heimatkalender des Strassburger Nachbarbarkreises Prenzlau von 1977 zu finden.
(Siehe Seite 64-65)

In Kirchengemeinden nachfragen: Hilfreich kann es sein, in den örtlichen Kirchengemeinden zu fragen, ob zu DDR-Zeiten Kontakt zu Vertragsarbeiter:innen bestand. Oft haben die Pfarrer:innen und Mitarbeiter:innen gewechselt und können keine Auskunft mehr geben. Dann kann ein Aufruf im Gemeindeblatt der Kirche mit Bitte um Informationen helfen.

Zeitzeug:innen finden: Für Strassburg konnten wir in diesem Jahr einen ehemaligen Vertragsarbeiter aus Strassburg über den Kontakt zu DaMOst ausfindig machen. Der Dachverband der Migrant:innenorganisationen in Ostdeutschland e.V. (DaMOst) ist eine Vernetzung der Landesnetzwerke und Landesverbände der Migrant:innenorganisationen in den neuen Bundesländern, die über 300 Organisationen vertreten. DaMOst vertritt die Interessen der in Ostdeutschland lebenden Menschen mit Migrationshintergrund auf Bundesebene. Viele von ihnen sind ehemalige Vertragsarbeiter:innen, die nach 1989 in Deutschland geblieben sind. Es kann lohnenswert sein, sich mit einer konkreten Suchanfrage an DaMOst zu wenden mit der Bitte, diese über die Vereinsorgane in die Landesverbände und Mitgliedsorganisationen weiterzugeben.

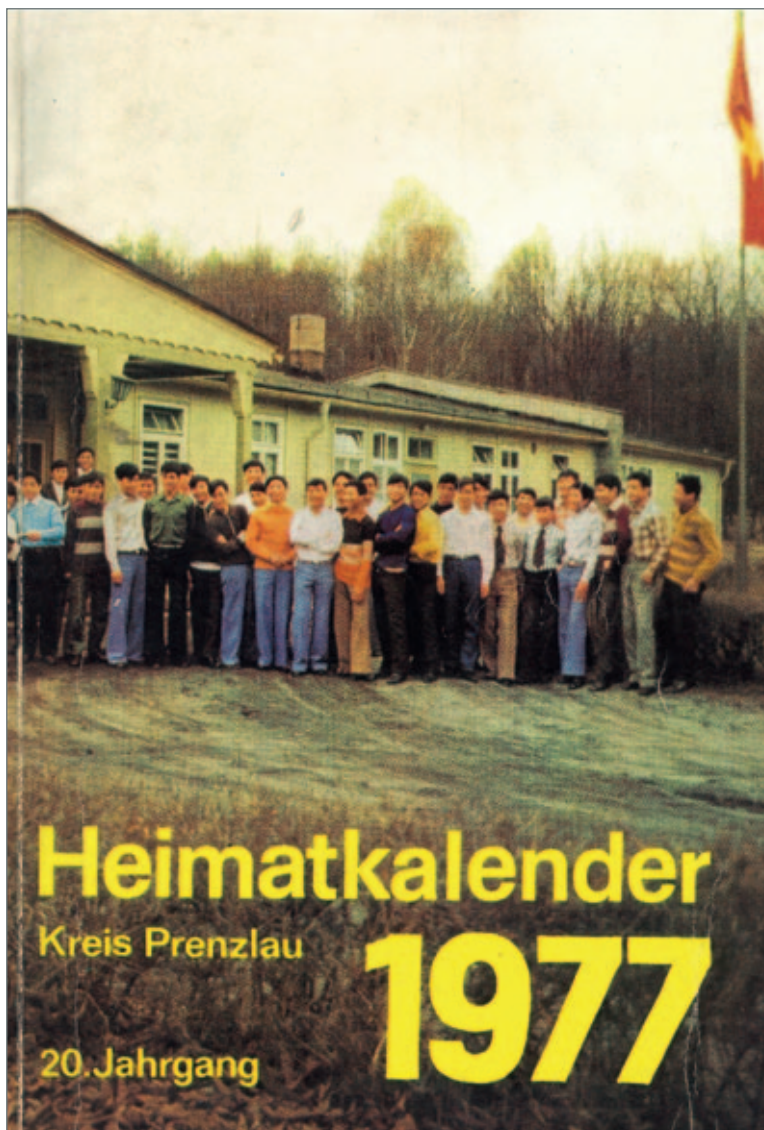
Kontakt:

Dachverband der Migrant:innenorganisationen in Ostdeutschland

DaMOst e.V.

Landsberger Str. 1, 06112 Halle (Saale)

E-Mail: info@damost.de



Titelblatt »Heimatkalender Kreis Prenzlau 1977«, herausgegeben vom Kreiskulturhaus Prenzlau (Uckermark). Die Bildunterschrift zum Titelfoto lautet: »Vietnamesische Freunde, die zur Ausbildung in der DDR, im Internat des Armaturenwerkes Prenzlau weilen.«



Fußball – beliebtes Freizeitspiel

Foto: Breitenstein

Obwohl uns jeder Einzelne nicht mehr fremd ist, mußten wir uns jedoch erst an die Namen gewöhnen. Der immer lustige Tul, der kleine Ha, die hübsche Mai und viele, viele andere, deren Namen ähnlich klingen.

Der zweite Lehrgang, der vom Frühjahr 1976 bis Juli dauerte, brachte uns schon keine ungewohnten Probleme mehr.

Polizeiliche Anmeldung, ärztliche Untersuchungen, die Einkleidung mit modischen Textilien, die unserem Klima entsprechen verlaufen reibungslos. Auch die kulturelle Betreuung der vietnamesischen Freunde klappt ausgezeichnet. Der Jugendklub der FDJ des AWP veranstaltete mit uns vielfältige gemeinsame interessante Begegnungen. Lehrlinge unserer BBS betreuen die vietnamesischen Bürger beim Lernen.

Zwischen den einzelnen Kollektiven unserer Pädagogen und den vietnamesischen Freunden gibt es eine Vielzahl von Patenschaften.

Wenn der Leser des Heimatkalenders diese Zeilen liest, wird dann schon der dritte Sprachlehrgang langsam zu Ende gehen, und der Anblick junger Menschen aus dem fernen, uns doch so nahen Vietnam gehört zum Alltag Prenzlau.

Nach der Sprachausbildung bei uns erlernen die Freunde in den verschiedenen Betrieben unserer Republik die Berufe wie Stahlbaumonteur, Maschinenschlosser und Gießereifacharbeiter. In den Briefen, die sie uns schreiben, bringen sie zum Ausdruck, daß sie sich bei uns in Prenzlau wohlführt haben.

Die Sprachausbildung wird voraussichtlich bis 1981 bei uns durchgeführt, das bedeutet, etwa 250 vietnamesische Bürger werden nach Rückkehr in ihre Heimat ihren Verwandten, Freunden und Bekannten von ihrer Ausbildung berichten. Dabei wird der Name unserer Stadt oft in Vietnam zu hören sein, von Menschen, denen Prenzlau für kurze Zeit eine zweite Heimat geworden war.

Auszug aus dem Beitrag* von Hans-Jörg Haferkorn: Sie fühlen sich wohl bei uns, im Heimatkalender Kreis Prenzlau 1977, herausgegeben vom Kreiskulturhaus Prenzlau (Uckermark), S. 71-73.

*Dem Beitrag ist zu entnehmen, dass in Prenzlau vietnamesische Vertragsarbeiter:innen lebten, wo sie lebten und dass sie dort Deutsch lernten. Wir erfahren jedoch nichts über Kontakte zur Prenzlauer Bevölkerung. Inwieweit sich die vietnamesischen Frauen und Männer in Prenzlau und der DDR tatsächlich wohlfühlten – wie im Beitrag beschrieben – können wir nicht beurteilen.

Zeitzeug:innen können beispielsweise im Rahmen eines Oral-History-Projektes interviewt werden. Mehr dazu im *Methodenteil* auf Seite 69

Orte sichtbar machen: Auch wenn nur wenige Informationen über die Vertragsarbeiter:innen im Ort vorliegen, ist ihr damaliger Arbeits- und Wohnort meistens bekannt. An diesen Orten können Plaketten oder Erinnerungstafeln mit einem kurzen Text oder einem QR-Code angebracht werden, die an den Aufenthalt der ausländischen Arbeiter:innen erinnern. Verschiedene Möglichkeiten, wie Orte sichtbar gemacht und erinnert werden können, sind im *Methodenteil* auf Seite 71 dargestellt.

Zuwanderung Geflüchteter ab 2014

Geschichte des Ortes

Seit März 2011 herrscht in Syrien Bürgerkrieg. Viele Millionen Menschen sind seither auf der Flucht, sowohl innerhalb als auch außerhalb des Landes. Insbesondere in den Jahren 2015 und 2016 kamen Geflüchtete aus Syrien und anderen Staaten des Nahen Ostens in Europa an. Auch Russlands Annektierung der Krim im Jahr 2014 fiel in diese Zeit. Diese Kriege und andere Konflikte sorgten für einen verstärkten Flüchtlingszustrom: Deutschland registrierte im Jahr 2015 890.000 Schutzsuchende beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF).

Die Gesellschaft führte kontroverse Debatten um »Willkommenskultur« und »Flüchtlingskrise«, Integration und Abschiebung.

Auch in Strassburg kamen im November 2014 erstmals seit längerer Zeit wieder Geflüchtete an. Die Verteilung erfolgte nach dem sogenannten Königsteiner Schlüssel, nach dem Brandenburg etwa 3,1 Prozent der in Deutschland Asylsuchenden aufnehmen muss. Der Schlüssel legt diesen Anteil je nach Einwohnerzahl und Steueraufkommen der Bundesländer fest. Die erste Gruppe waren Menschen, die aus der Ukraine, Syrien, Eritrea und Ghana stammten; weitere folgten im Jahr 2015.

Mittlerweile sind die meisten von ihnen aus Strassburg weitergezogen in andere deutsche Städte oder auch in andere Länder. Doch auch wenn sie nur kurz da waren, haben diese Menschen doch einen bleibenden Eindruck hinterlassen: 2017 halfen sie dabei, den Garten des neuen Gemeindehauses einzurichten. Sie waren im örtlichen Chor aktiv, veranstalteten Kochabende und luden zu Festen ein.

Auch die Strassburger:innen engagierten sich: Innerhalb kürzester Zeit wurden Willkommensklassen eingerichtet, die Versorgung organisiert,





Kochen mit Kindern der Max-Akademie. Die Max Akademie ist ein Kinder- und Jugendhilfeprojekt in Strassburg (Uckermark).
Foto: Roland Brauchler

die Bürger:innen begleiteten die Neuankömmlinge zu Behördengängen und luden sie zu sich ein. Die Menschen vor Ort waren sehr engagiert, und wir freuen uns, dass wir einen persönlichen Erfahrungsbericht zu dieser Zeit hier mit abdrucken können (siehe *Migration als Bereicherung – gestern und heute*).

Geschichte sichtbar machen

Nach dem Wegzug der Geflüchteten bleibt die Frage, welche Spuren sie in Strassburg hinterlassen haben.

Auf den ersten Blick ist dies nicht viel: Anlässlich der Eröffnung des Gemeindehauses 2023 wurde ihre Mitarbeit bei der Renovierung des Hauses erwähnt und in der Festbroschüre festgehalten. Ansonsten finden sich im öffentlichen Raum der Stadt kaum Spuren, die an ihren Aufenthalt erinnern. Viele Strassburger haben jedoch private Fotos von gemeinsamen Aktivitäten aufbewahrt und Kontakt zu den Weggezogenen gehalten.

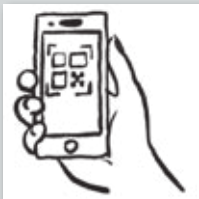
Für Strassburg, aber auch für andere Orte, die sich in einer ähnlichen Situation befinden, empfiehlt es sich, auf bestehende Kontakte zurückzugreifen und diese (wieder) aufzubauen. Teilweise leben die Menschen noch vor Ort oder sind nur einen Ausflug oder ein Telefonat weit entfernt. Ein gemeinsamer **Gesprächsabend**, quasi unter Freund:innen, an dem Erinnerungen ausgetauscht werden. Das kann manchmal schon reichen, um die alte Verbundenheit aufleben zu lassen.

Oder man entscheidet sich, gleich ein Projekt zu starten, in dem die **Oral History** – »mündliche Geschichte« – im Fokus steht. Denn Geschichte haben hier nicht nur diejenigen zu erzählen, die 2014 und in den folgenden Jahren nach Strassburg kamen, sondern auch diejenigen, die sie empfangen haben.

Methoden

Ein Klassiker, um Stadtgeschichte kennenzulernen, ist nach wie vor die Stadtführung: In Gruppen erschließt man sich mit Hilfe einer ortskundigen Person die Lokalgeschichte.

Aber nicht immer findet sich eine Gruppe und nicht immer kann es sich eine Stadt finanziell erlauben, eine:n Stadtführer:in oder Tourguide zu beschäftigen. Deshalb bietet es sich an, einen Stadtpaziergang zu entwickeln, den Besucher:innen selbstständig erlaufen können. Die entsprechenden Stationen können auf einem Stadtplan markiert und durch eine Route verbunden werden, Informationen dazu vor Ort gefunden oder durch Apps abgerufen werden. Die wichtigsten Formate, um solche Touren zu erstellen oder Informationen zu hinterlegen, werden im Folgenden vorgestellt.



QR-Codes

QR-Codes bringen drei praktische Vorteile mit sich: Mittlerweile ist in den meisten Smartphone-Kameras bereits ein QR-Scanner integriert. Eine eigene App zum Scannen muss meistens nicht mehr installiert werden. Somit ersetzen QR-Codes das manchmal doch mühselige Abtippen von Internetadressen. Indem sie den Code scannen, können Besucher:innen die darin enthaltene Information lesen und werden auf die eigentliche Informationsseite geleitet. So lassen sich auch potenzielle Platzprobleme umgehen, denn es müssen nicht mehr alle Informationen an einem Ort zusammengetragen werden, etwa auf einem Plakat oder einer Gedenktafel. Stattdessen können tiefergehende oder weiterführende Informationen bewusst »ausgelagert« werden. Es gibt Webseiten und Apps, mit denen sich QR-Codes günstig oder sogar kostenlos erstellen lassen.



Geocaches

Geocaching könnte man als Schatzsuche oder auch als eine Art GPS-Schnitzeljagd bezeichnen. Seit dem Jahr 2000 nutzen Geocacher GPS-Daten, um sogenannte Caches (engl. »Versteck«) zu verbergen oder zu entdecken. Das Aussehen der Caches ist nicht festgelegt und reicht von kleinen Magneten bis zu präparierten Baumstämmen. Eine der wenigen Voraussetzungen für das Versteck eines Cache ist, dass der Ort frei zugänglich sein muss. Dementsprechend finden sich die meisten Caches draußen an öffentlichen Plätzen.

Für die Projektarbeit ist Geocaching aus verschiedener Sicht interessant: Es gibt tatsächlich eine beträchtliche Zahl von Geocachenden, die sehr aktiv sind. Zum anderen lässt die App selbst verschiedene Möglichkeiten zu: Nutzer:innen können einzelne Caches verstecken oder andersrum verschiedene Stationen ablaufen bzw. finden, um am endgültigen Zielort anzukommen (sogenannte Multi-Caches). So könnte man die Migrationsgeschichte eines Ortes also auf mehrere Geocaches verteilen, denn jeder Cache erhält eine eigene Internetseite und Beschreibung. Auch die Voraussetzungen zum »Loggen«, also zum Finden des Caches sind unterschiedlich: Man kann, muss aber nicht einen physischen Gegenstand verstecken. Oder virtuelle Caches einsetzen, die etwa das Einsenden eines Fotos verlangen oder Earth-Caches, bei denen am Ort des Caches Antworten auf Fragen oder ähnliches gefunden werden müssen.



Actionbound

Actionbound ist eine App, mit der sich je nach Lizenz kostenlos oder günstig sogenannte Bounds erstellen lassen. Diese Bounds können

auch als Rundgänge oder Rallyes verstanden werden: An verschiedenen Punkten beziehungsweise Stationen lassen sich Herausforderungen für die Spieler:innen einbauen. Dazu gehören zum Beispiel Rätsel, Bild- und Fotoelemente und kleine Spiele, wie etwa ein Quiz. Man kann einen Startpunkt für den Bound planen und eine Reihenfolge festlegen, in der die Route gelaufen werden soll. So lassen sich gezielt Informationen vermitteln und aufbauen.

Actionbound ist als Lernapp gedacht, die Schwierigkeitsstufe der Bounds lässt sich für unterschiedliche Altersgruppen anpassen. Bounds können heruntergeladen werden, sodass sie auch offline verfügbar sind; zudem ist die App mehrsprachig und mittlerweile auch außerhalb Deutschlands verfügbar.



Gedenktafeln

Gedenktafeln erfüllen einen doppelten Zweck: Einerseits informieren sie über historische Ereignisse, Personen oder Orte, andererseits laden sie auch zu einem Moment des Innehaltens, des Gedenkens ein. Oft finden sie sich etwa an den Geburts- oder Wohnhäusern wichtiger Persönlichkeiten. In Strassburg erinnern sie unter anderem an die Geschichte der Hugenotten und die der jüdischen Bevölkerung. Das Aufstellen von Gedenktafeln dient dem Erinnern. Es bringt gleichzeitig zum Ausdruck, dass die Erinnerung an eine bestimmte Person oder ein Ereignis als wichtig empfunden wird.

Das Aussehen einer Gedenktafel unterliegt keinen genauen Voraussetzungen oder Regeln. Letztlich ist auch nicht festgelegt, dass eine Gedenktafel permanent oder am selben Ort bleiben muss. Es wäre durchaus auch möglich, Gedenktafeln nach einer bestimmten Zeit wieder abzunehmen und/oder sie an einem anderen Ort erneut anzubringen.



Oral History

Lange Zeit mit dem Label der »Laiengeschichtswissenschaft« versehen, ist die Oral History nun aus den Geschichtswissenschaften nicht mehr wegzudenken. Oral History ist eine Methode der Geschichtswissenschaft, die auf Gesprächen mit Zeitzeug:innen basiert. Sie bietet Zugang zur Vergangenheit abseits von schriftlichen Quellen und damit auch jenen eine Annäherung an Geschichte, die nicht selbst in Archiven und ähnlichen Institutionen recherchieren können oder schlicht den Austausch mit anderen Personen bevorzugen. Zudem bietet sie eine gute Ergänzung zu den schriftlichen Quellen, insbesondere, was Alltagsgeschichte betrifft, denn längst nicht alles, was für uns heute interessant ist, wurde in der Vergangenheit schriftlich festgehalten.

Gerade für die Migrationsgeschichte ist die Oral History interessant. Denn wenn auch die Quellen und Fachliteratur zu manchen Aspekten von Migrationsgeschichte dünn ausfallen mögen, kennen die meisten Menschen doch jemanden, der Migrationserfahrung hat. Oder wir selbst oder unsere Familien haben eine Migrationsgeschichte, die wir anderen erzählen können. So werden wir zu potenziellen Interviewten oder Interviewer:innen.

Befragt man Zeitzeug:innen, bieten sich insbesondere offene Fragen an, damit diejenigen, die erzählen, frei ins Sprechen kommen und selbst Schwerpunkte im Interview setzen können. Die leitende Frage eines Interviews ist: Wie hat der oder die Interviewte das Geschehene erlebt? Damit ist der Fokus gesetzt. Der oder die Gesprächspartner:in soll eine subjektive Erfahrung teilen. Der Bericht ist aus seiner oder ihrer Perspektive erzählt. Möglicherweise wird ein anderes Interview dieser widersprechen. Gerade mit zeitlichem Abstand kann es auch vorkommen, dass sich die Interviewten irgendwann selbst widersprechen. Das bedeutet dann nicht, dass sie lügen oder die Unwahrheit sagen, sondern eben, dass sie sich unterschiedlich an etwas erinnern.

Diese Checkliste hilft dabei, ein Interview vorzubereiten und möglichst problemlos zu führen. Denn es gilt, einige inhaltliche und technische Dinge zu beachten.

Vor dem Interview:

- Wurde ein fester Termin vereinbart? Können beide Seiten diesen einhalten?
- Habe ich einen Interviewleitfaden? Was ist mein Fokus?
- Wo findet das Interview statt? Fühlt sich der:die Interviewte an dem Ort wohl?
- Sind die Fragen offen formuliert und lassen dem Gegenüber Raum zum Erzählen?
- Ist das Einverständnis zur Aufnahme, zur Bearbeitung und zur Veröffentlichung des Gesprächs gegeben?
(**Tipp:** unbedingt eine schriftliche Einverständniserklärung anfragen.)
- Funktioniert die Technik?
- Ist der Akku des Aufnahmegeräts geladen?
- Kann ich mit der Technik umgehen?
(**Tipp:** Testaufnahme machen.)
- Kenne ich die Biografie der Zeitzeugen:innen?
(Ein Vorgespräch kann hilfreich sein.)
- Klären von Etikette: Wenn der oder die Interviewte über etwas nicht sprechen will, wird das respektiert. Das Interview sollte von beiden Seiten jederzeit pausiert werden können.
- Anrede: Du oder Sie?
- Sind Wasser und Essen oder kleine Snacks vorhanden?
(**Tipp:** keine Snacks, die knacken oder laute Geräusche machen, wie etwa Chips.)
- Wird eine Person interviewt oder mehrere gleichzeitig? Mehrere Personen gleichzeitig zu interviewen, kann bedeuten, dass sie sich ergänzen. Aber es ist auch möglich, dass sie sich ins Wort fallen.
- Wie viel Zeit habe ich und hat mein Gegenüber für das Gespräch?
(Bei wenig Zeit lieber schon früh einen Folgetermin vereinbaren, statt durch die Fragen zu rasen.)

Während des Interviews:

- Gibt es störende Umgebungsgeräusche?
- Inhaltlich: Worüber wird nicht gesprochen? Wie stellt sich das Gegenüber dar?
- Wird die Subjektivität des Gegenübers sichtbar gemacht?
- Lasse ich meinem Gegenüber genug Gestaltungsspielraum? Gibt es eine Balance zwischen Beantwortung der Fragen und freiem Erzählen?
(**Tipp:** Alternative Formulierungen zu einigen Fragen überlegen, um das Gegenüber zum Thema zurückholen zu können.)
- Generell gilt: Mensch vor Methode!
- Wie ist der Sprachgebrauch? Umgangssprache kann in Maßen in Ordnung sein, aber hängt vom Gegenüber ab.
- Kurze Sätze statt Schachtelsätze.
- Fachbegriffe erklären, wenn nötig.
- Entspannt sein.

Nach dem Interview:

- Habe ich alle Informationen, die ich brauche? Oder ist ein Folgeinterview notwendig?
- Transkribiere ich? Habe ich Programme für die Transkription?
- Weitere Korrektor:innen?

Gehen wir noch einmal zurück nach Strassburg: Wie würde es weitergehen, wenn die Interviews geführt sind? Sinnvoll wäre es, die Interviews zu sichern, damit man auch in Zukunft auf sie zurückgreifen kann. Vielleicht lässt sich im Museum oder Archiv ein Platz dafür finden. In Verbindung mit den Interviews könnte auch geklärt werden, ob man das Erinnern an die Jahre 2014 bis 2017, in denen zuletzt eine große Zahl von Menschen zugewandert ist, ebenfalls im öffentlichen Raum gemeinsam gestalten kann. Neue oder aufgefrischte Wandgemälde, eine Erinnerungswand oder Fotos im Gemeindehaus, möglicherweise auch eine Gedenktafel oder eine umbenannte Straße – noch lassen sich alle Beteiligten in den Ideen- und Gestaltungsprozess einbeziehen.

Migration als Bereicherung – gestern und heute

»Strasburg und die Zuwanderung neuer Bürger; das gehört zur Geschichte dieser Stadt. Für alle Beteiligten war dies meist konfliktvoll; doch eröffneten sich dadurch für die Entwicklung Strasburgs neue Horizonte. Mancher Neubürger, der nur widerwillig nach Strasburg kam und lange mit seinem Schicksal gehadert hat, gewann diese Stadt lieb.

Ist es das Verhältnis von Vertrautheit und Distanz, von Übersichtlichkeit und Weite, das Miteinander von Natur und Zivilisation? Ist es ein Stück Toleranz, die die Strasburger als Bürger einer uckermärkischen Grenzstadt, zwischen Pommern und Mecklenburg gelegen, über die Jahrhunderte gelernt haben?«

So beschreibt es Christhart Riedel im Vorwort des kleinen Büchleins *Stadtbilder aus Strasburg/Uckermark* über die Geschichte der Stadt Strasburg.

Jagende Nomaden, später der slawische Stamm der Ukranen. Im 13. Jahrhundert verließen Zweit- und Drittsöhne deutscher Bauernfamilien die niedersächsische Heimat, nutzten die politische Schwäche der Westslawen aus und siedelten hier. Kriegerische Angriffe von außen und Grenzkämpfe sorgten dafür, dass sie zusammenwuchsen, sich kennen und schätzen lernten, untereinander heirateten und schließlich miteinander lebten.

Im 17. Jahrhundert kam es zu einem Niedergang, der die Stadt fast ihre Existenz gekostet hat. Verheerende Brände, der Dreißigjährige Krieg. Von den 2.000 Einwohnern überlebten weniger als 200 Menschen. Hungersnot und Pest. Grenzstreitigkeiten mit den Schweden.

Und wieder haben Menschen von außen den Erhalt der Stadt gesichert. Glaubensflüchtlinge aus Frankreich erhielten 1691 das »Kurfürstliche

Privilegium«, sich in Strasburg anzusiedeln. In Strasburg standen 244 zugewanderte Hugenotten etwa 170 Einheimischen gegenüber. Wieder mussten Menschen anderer Sprachen, anderer Gebräuche und anderen Glaubens zusammenfinden. Das war ein mühevoller Prozess. Und dennoch waren es genau diese Menschen, die die Stadt sehr bereichert haben. Töpfer, Schuhmacher, Gerber, Tabakbauern.

Der Tabakanbau lockte jüdische Tabakhändler nach Strasburg. Mit 14 jüdischen Familien war dies die größte Judenansiedlung in der Uckermark. Fortlaufend kamen Zuwanderer aus verschiedensten Gegenden Deutschlands in die Stadt.

Im 19. Jahrhundert ließen sich Diakonissen aus Niederschlesien in Strasburg nieder, die sich um die sozial Schwachen in der Stadt kümmerten, ein Waisenhaus betrieben, für verbesserte hygienische Bedingungen im Krankenhaus sorgten. Schnittern aus Polen hat Strasburg seine Katholische Kirche zu verdanken.

In den letzten Kriegstagen des Zweiten Weltkriegs brannte etwa die Hälfte der Innenstadt nieder. Flüchtlinge aus dem Osten kamen in die Stadt. Viele Ur-Strasburger wiederum verließen den Ort und gingen in den Westen.

Nach dem Krieg wurde Strasburg Kreisstadt. Das Stadtbild prägten die vielen Jugendlichen, die hier in den beiden großen Berufsschulen ihre Ausbildung erhielten. Auch junge Männer, Vertragsarbeiter aus Mosambik, zogen in das Internat der Betriebsberufsschule ein. Sie wohnten isoliert. Wirklichen Kontakt zu den Einheimischen hatten sie eher nicht. Einige wenige kamen in die Kirchengemeinde und fanden dort Anschluss.

2015 – Zuwanderung nach Deutschland

Einige persönliche Erfahrungen

2015, als viele Geflüchtete nach Deutschland kamen, hatten wir das große Glück, zunächst 17 Flüchtlinge bei uns aufnehmen zu dürfen; zwei Familien aus der Ukraine und vier junge Männer aus Eritrea. Nach einigen Wochen war die Zahl derjenigen, die bei uns Unterstützung suchten, auf 190 Menschen angewachsen. Sie alle waren dezentral in verschiedenen Wohnungen untergebracht. Das erleichterte den persönlichen Kontakt. Die meisten von ihnen waren alleinreisende junge Männer.

Die Hilfsbereitschaft der Strasburger war erstaunlich. Innerhalb weniger Tage wurden ehrenamtlich Deutschkurse angeboten, Kleiderspenden, persönliche Einladungen, Feste organisiert. Diese Zeit hat viele sozial engagierte Bürgerinnen und Bürger unserer Stadt sehr miteinander verbunden. Wir haben gespürt, wie gut es uns tut, sich auf Menschen aus anderen Kulturkreisen einzulassen, Sprachbarrieren zu überwinden, miteinander zu feiern und einfach ganz reich beschenkt zu werden durch den Kontakt mit ihnen.

Schon in den ersten Wochen feierten wir mit ihnen wunderschöne Feste. Eine Mauer in unserem Garten wurde zusammen mit den Flüchtlingen gestaltet: »Willkommen« – jeder schrieb oder malte es in seiner Sprache.

Als es darum ging, einen jungen Eritreer vor der Abschiebung zu bewahren, fand sich ganz schnell eine Unterstützerguppe. Sie schaffte es, den Kirchgemeinderat davon zu überzeugen, die Gästewohnung im Pfarrhaus als Kirchenasyl anzubieten.

Es war erstaunlich, wie viel Freude es den Unterstützern bereitete, sich um die Versorgung zu kümmern. Freundschaften entstanden. Es war überhaupt kein Problem, dafür zu sorgen, dass die Wäsche regelmäßig gewaschen und für den jungen Mann eingekauft wurde. Meist reichte es dann sogar noch für die anderen aus seiner WG, die ihn regelmäßig besuchten und somit dafür sorgten, dass er die Zeit im Kirchenasyl gut überstehen konnte. Sie sind inzwischen gut in Deutschland integriert, haben Arbeit und Familie.

Die kleinere der beiden ukrainischen Familien brauchte sehr viel Unterstützung für ihr krankes Kind. Auch hier fanden sich Menschen, die Behördengänge, Arztbesuche und ganz viel praktische Hilfe leisteten. Leider wurde die Familie in die Ukraine zurückgeschickt.

Eine größere ukrainische Familie bereicherte uns auf ganz besondere Weise. Ihre fünf Kinder waren nicht nur für die Lehrer eine große Freude, sondern auch für die Kirchengemeinde. Sie sangen im Chor, die Jüngeren im Kinderchor und erfreuten uns mit ihren Instrumenten. Mit ihrer Hilfe konnten wir anspruchsvolle Konzerte und Kindermusicals aufführen. Sie gehörten bald zu uns und wir haben mit ihnen gebangt, dass sie bleiben können. Trotz allen Einsatzes und aller Unterstützung gestaltete sich dies sehr schwierig, Die dezentrale Unterbringung wurde aufgehoben, der 18-jährige Sohn musste in ein anderes Bundesland, um nicht allein abgeschoben zu werden. Der Vater fand hier keine Arbeit und suchte sich im westlichen Teil Deutschlands ein Betätigungsfeld. Die übrige Familie, Mutter und die anderen vier Kinder, waren längere Zeit zentral in einer ehemaligen Kaserne untergebracht. Irgendwann gelang es ihnen, in die Nähe von Köln umzuziehen.

Unsere Stadt war in den Jahren 2015 bis 2017 sehr viel lebendiger. Es hat uns gutgetan, mit anderen Menschen und Kulturen in Kontakt zu kommen und gegenseitige Unterstützung zu erfahren.

Irgendwann im Herbst 2018, an einem Sonntag, als ich vom Gottesdienst kam, waren drei junge Männer aus Eritrea damit beschäftigt, das viele Laub vor meinem Haus zusammenzuharken. Es regnete in Strömen. Als ich versuchte, sie zu ermuntern, sich ins Trockene zu begeben, lächelte mich einer an und meinte: »Du hast uns hundertmal geholfen. Jetzt helfen wir dir.« Für diese Arbeit waren sie extra aus Hamburg und Potsdam angereist.

Und ein halbes Jahr danach stand plötzlich die gesamte ukrainische Familie in meinem Wohnzimmer. Sie wollten mit mir zum Friedhof gehen, sich von meinem Mann verabschieden. Sie waren aus Köln gekommen und das hat mich sehr bewegt.

Vergebliche Arbeitssuche und die Hoffnung, in den größeren Städten besser klarzukommen, sorgte dafür, dass nach einigen Jahren fast alle Flüchtlinge Strasburg wieder verlassen haben. Wir denken dennoch sehr gern an sie und wir haben erlebt, wie bereichernd die Begegnung mit ihnen war.

Gudrun Maria Riedel

Autorinnen und Autoren

Annalena Baasch

ist Projektkoordinatorin bei Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

Barnim Rödiger

ist Archäologe und Kurator des Museums Strasburg (Uckermark)

Gudrun Maria Riedel

ist Stadtpräsidentin von Strasburg und Vorsitzende des Förderkreises
Altes Gemeindehaus Strasburg (Uckermark) e.V.

Ines Schröder

ist studentische Mitarbeiterin bei Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

Ruth Wunnicke

ist wissenschaftliche Referentin bei Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

Danksagung

Die gute, kooperative Zusammenarbeit mit dem Heimatmuseum Strasburg (Uckermark) und dem Uckermärkischen Heimatkreis Strasburg e.V. war die Grundlage für das Gelingen dieser Publikation. Mehrere Treffen in Strasburg für Recherchen, Informations- und Koordinierungsgespräche sowie ein gemeinsamer Workshop in Strasburg mit Mitgliedern des Heimatkreises, dem Museum und interessierten Strasburger:innen gingen dieser Broschüre voraus. Für diese fruchtbare Zusammenarbeit und die Unterstützung, die wir erfahren haben, möchten wir herzlich danken.

Unser besonderer Dank gilt Barnim Rödiger und Gudrun Maria Riedel, sowie den Mitgliedern des Uckermärkischen Heimatkreises Strasburg e.V. und den ehrenamtlichen Mitarbeitenden des Heimatmuseums Strasburg, die uns in den letzten Monaten mit Quellen, Fotos und wichtigen Informationen versorgten.

Ihre Meinung ist uns wichtig!

Wir möchten unsere Angebote noch besser auf die Bedürfnisse Ihrer Arbeit ausrichten. Darum freuen wir uns über Ihre Rückmeldung.

Vielen Dank für Ihre Zeit und Mühe
Die Autorinnen und Autoren

Mein Feedback:

Zur Broschüre: Auf den Spuren von Migration in Strasburg (Uckermark).
Eine Handreichung zur Spurensuche lokaler Migrationsgeschichte in Ostdeutschland

Nehmen Sie aus dieser Broschüre Impulse für Ihre Arbeit mit?

Ja Nein

Wenn ja, welche?

Haben Ihnen die Handlungsempfehlungen und methodischen Hinweise für Ihre praktische Arbeit vor Ort weitergeholfen?

Ja Nein

Wenn ja, welche?

Was hat Ihnen an der Broschüre besonders gut gefallen?

Was können wir aus Ihrer Sicht in unserer nächsten Broschüre verbessern?



Aus welchem Ort kommen Sie?

Ort _____ Postleitzahl _____

Wo sind Sie tätig?

Kommune Schule Außerschulische Bildungseinrichtung

Verein Wenn ja, welcher?

Anderweitige Einrichtung

Wie / wo sind Sie auf unsere Broschüre aufmerksam geworden?

Arbeiten Sie mit der digitalen Ausgabe der Broschüre oder mit der gedruckten?

digital (PDF) gedruckt

Bitte schneiden Sie Ihre Rückmeldung aus der Broschüre heraus und schicken Sie diese in einem frankierten Umschlag an:

Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

Stauffenbergstraße 13-14

10785 Berlin

Sie können uns Ihre Meinung natürlich auch gerne per Mail mitteilen.
Dann schreiben Sie bitte an: info@gegen-vergessen.de

HERZLICHEN DANK!



Weitere kostenfreie Publikationen von
Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.
finden Sie unter:

www.gegen-vergessen.de/verein/medien/publikationen/



Auf den Spuren von Migration in Wolfsburg,

hrsg. von Annalena Baasch,
Aleksandar Nedelkovski, Dennis Riffel.

Eine Publikation von Gegen Vergessen –
Für Demokratie e.V. und dem Institut für
Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der
Stadt Wolfsburg, 2022.



Migrationsgesellschaft und Transformations- gesellschaft in Ostdeutschland,

hrsg. von Deniss Hanovs, Dennis Riffel,
Anastasia Sudzilovskaya, Anja Treichel,
Ruth Wunnicke.

Eine Publikation von Gegen Vergessen –
Für Demokratie e.V. und dem Bundesverband
russischsprachiger Eltern e.V., 2022.

Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V. verbindet seit 1993 historische Erinnerungsarbeit mit dem Einsatz für die Demokratie. Mehr als 2.000 Mitglieder in rund 40 regionalen Arbeitsgruppen stellen jährlich über 600 Veranstaltungen auf die Beine. Der überparteiliche Verein wirbt für Engagement und politische Teilhabe in einer Gesellschaft in Vielfalt.

www.gegen-vergessen.de



Gegen Vergessen
Für Demokratie e.V.

ISBN: 978-3-9825211-2-1

